Der
ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Achtzehntes Bändchen.

Leipzig, 1845.

Druck und Verlag von Otto Wigand.

Drittes Kapitel.

Die Geständnisse.

Fräulein von Cardoville, welche die Ursache ihrer heftigen Aufregung nicht errathen lassen wollte, empfing den Herrn von Montbron mit erheuchelter und erzwungener Heiterkeit. Dieser wiederum war trotz seiner Gewohnheit, sich in Gesellschaften zu bewegen, ziemlich verlegen, wie er den Gegenstand berühre, über welchen er mit Adrienne zu sprechen wünschte, und nahm sich deshalb vor, erst, wie man zu sagen pflegt, das Terrain zu prüfen, bevor er ernstlich die Unterredung beginne.

Nachdem er das Mädchen einige Secunden lang angesehen hatte, schüttelte er den Kopf und sagte mit einem Seufzer des Bedauerns:

„Liebes Kind, ich bin gar nicht zufrieden.“

„Ein Herzensleiden ... oder das Zipperlein, lieber Graf?“ fragte Adrienne lächelnd.

„Ein Herzensleiden!“ antwortete Herr von Montbron.

„Ein so guter Spieler wie Sie sollte sich über einen Einfall eines weiblichen Kopfes mehr Sorge machen, als über den Fall eines Würfels?“

„Mein Herzensleid verursachen Sie mir, liebes Kind.“

„Herr von Montbron, Sie machen mich sehr stolz,“ sagte Adrienne lächelnd.

„Sie würden da sehr Unrecht haben, denn mein Herzensleid kommt gerade daher — daß ich es ohne Umstände sage — daß Sie Ihre Schönheit vernachlässigen ... Ja, betrachten Sie nur Ihr bleiches, angegriffenes, abgespanntes Gesicht; Sie sind seit einigen Tagen traurig, ... Sie haben sicherlich einen Kummer.“

„Mein lieber Herr von Montbron, Sie sind so scharfblickend, daß sie sich wohl auch einmal irren dürfen, und das geschieht Ihnen heute ... Ich bin nicht traurig, ... ich habe keinen Kummer, ... ich will eine ungeheuere, eine recht stolze Bemerkung wagen, ich habe mich nie so schön gefunden.“

„Es kann im Gegentheil nichts Bescheideneres geben als diese Behauptung. Und wer sagt Ihnen diese Lüge? Ein Mädchen?“

„Nein, mein Herz, und das sagt die Wahrheit,“ entgegnete Adrienne in einiger Verlegenheit, dann setzte sie hinzu: „begreifen Sie das, wenn Sie können...“

„Wollen Sie damit behaupten, Sie wären stolz auf

die Veränderung Ihrer Züge, weil Sie stolz auf die Leiden Ihres Herzens sind?" sagte Herr von Montbron, indem er Adrienne aufmerksam betrachtete. „Es mag sein; ich hatte also Recht; Sie haben einen Kummer ... Ich bleibe dabei," setzte der Graf im Tone der Ueberzeugung hinzu, „weil mir es schmerzlich ist."

„Beruhigen Sie sich; ich fühle mich so glücklich, als man es sein kann, denn ich gefalle mir immer mehr in dem Gedanken, daß ich in meinem Alter frei, ganz frei bin."

„Ja, frei ... sich selbst zu quälen, frei ... in aller Bequemlichkeit unglücklich zu sein."

„Gehen Sie, gehen Sie, lieber Graf," entgegnete Adrienne. „Wir kommen wieder auf unsern alten Streit, und ich finde in Ihnen wieder den Verbündeten meiner Tante und des Abbé von Aigrigny."

In mir? Ja ungefähr wie die Republikaner die Verbündeten der Legitimisten sind. Sie verständigen sich ... um sich später einander aufzureiben ... Ihre Tante, fällt mir dabei ein, soll seit einigen Tagen eine Art Concil halten, das sehr thätig ist, ... eine wirklich fromme Emeute. Ihre Tante ist auf dem besten Wege."

„Warum nicht? ... Sonst würde sie sich um die Rolle der Göttin Vernunft bemüht haben, jetzt erleben wir es vielleicht noch, daß sie heilig gesprochen wird ... Und hat

sie nicht schon den ersten Theil des Lebens der heiligen Magdalena durchgemacht?"

„Sie werden von ihr nie so viel Böses sagen, als sie thut, mein liebes Kind. Nichts destoweniger, obgleich aus ganz andern Gründen, dachte ich über Ihren Einfall allein zu leben, wie sie."

„Das weiß ich."

„Ja und gerade deshalb wünschte ich Sie noch tausendmal freier zu sehn, als Sie es sind; ich, ich rieth es Ihnen aufrichtig."

„Mich zu verheirathen."

„Allerdings, und auf diese Weise würde Ihre theuere Freiheit ... mit ihren Folgen nicht Fräulein von Cardoville, sondern Frau von ... wie Sie wollen, heißen. Wir würden für Sie einen vortrefflichen Mann gefunden haben, der ... für Ihre Unabhängigkeit verantwortlich gewesen wäre."

„Und wer wäre für diesen lächerlichen Ehemann verantwortlich gewesen? Wer würde sich so weit erniedriget haben, einen von allen verspotteten und verhöhnten Namen zu tragen? Ich vielleicht?" sprach Adrienne, die etwas aufgeregt wurde. „Nein, nein, lieber Graf; ich werde im Guten und im Bösen allein für meine Handlungen verantwortlich sein; an meinen Namen soll sich eine gute oder böse Meinung knüpfen, die ich wenigstens allein gebildet

haben will, denn es würde mir eben so unmöglich sein, einen Namen zu entehren, der nicht der meinige ist, als ihn zu tragen, wenn er nicht stets von der hohen Achtung umgeben wäre, die ich verlange ... Da man nun aber nur für sich selbst bürgen kann, ... so werde ich den meinigen behalten."

„Kein Mensch in der Welt, außer Ihnen, hat solche Ideen."

„Warum?" sprach Adrienne lächelnd, „weil mir es ... häßlich vorkommt, ein armes junges Mädchen in irgend einem sehr häßlichen und selbstsüchtigen Manne gleichsam sich verbergen und verkörpern und verschwinden zu sehen, so daß sie, wie man sagt, ohne dabei zu lachen, sie die Sanfte, die Schöne, plötzlich die Hälfte dieses häßlichen Dinges wird, — ja sie, frisch und reizend wie eine Rose, die Hälfte einer schrecklichen ausgeglühten Kohle ... Gehen Sie, lieber Graf und gestehen selbst, diese eheliche Seelenwanderung ist etwas sehr Gehässiges," setzte Adrienne laut lachend hinzu.

Die erheuchelte, ziemlich fieberhafte Lustigkeit Adriennes stach so schneidend von der Bläſſe und Veränderung ihrer Züge ab; es war so leicht zu erkennen, daß sie durch dieses erzwungene Lachen einen tiefen Kummer zu betäuben suchte, daß Herr von Montbron schmerzlich davon berührt wurde; aber er ließ seine Bewegung nicht merken, schien

einen Augenblick nachzudenken und nahm mechanisch eines der neugekauften und aufgeschnittenen Bücher, die um Adrienne herumlagen. Nachdem er einen zerstreuten Blick auf diesen Band geworfen hatte, verheimlichte er noch immer die schmerzliche Bewegung, welche das erzwungene Lachen Adriennes in ihm erregt hatte.

„Sehen Sie da, lieber Tollkopf, der Sie sind ... eine Thorheit mehr. Denken wir uns, ich wäre zwanzig Jahre alt und Sie erzeigten mir die Ehre, mich zu heirathen, ... so würde man Sie Frau von Montbron nennen, denke ich ...“

„Vielleicht ...“

„Wie so vielleicht? Sie wollten, obgleich mit mir verheirathet, meinen Namen nicht führen?“

„Nein, lieber Graf,“ sagte Adrienne lächelnd. „Wir wollen nicht länger über eine Annahme sprechen, die nur ... Bedauern in mir erregen kann.“

Herr von Montbron machte eine rasche Bewegung und sah Fräulein von Cardoville mit dem Ausdrucke tiefer Verwunderung an.

Seit einigen Augenblicken hatte der Graf, während er mit Adrienne sprach, zwei oder drei der auf der Causeuse liegenden Bücher aufgenommen und eben so gleichgültig sie angesehen.

Das erste Buch hieß: „Neuere Geschichte von In-

dien;" das zweite: „Reise in Indien;" das dritte: „Briefe über Indien."

In immer größerer Ueberraschung hatte der Graf von Montbron seine Musterung fortgesetzt und diese indische Nomenclatur durch den vierten Band: „Spaziergänge in Indien," durch den fünften: „Erinnerungen aus Hindostan," durch den sechsten: „Bemerkungen eines Reisenden in Ostindien" vervollständiget gesehen.

Die Folge davon war eine Ueberraschung, die Herr von Montbron, aus mehreren wichtigen Gründen, nicht länger hatte bergen können, und die seine Blicke dem Fräulein verriethen.

Adrienne, welche die Anwesenheit dieser verrätherischen Bücher, von denen sie umgeben war, ganz vergessen gehabt hatte, erröthete leicht; dann aber erhielt ihr fester und entschlossener Charakter wieder die Oberhand, und sie sagte zu Herrn von Montbron, indem sie ihm gerade in's Gesicht sah:

„Nun, lieber Graf, worüber wundern Sie sich?"

„Statt zu antworten, schien Herr von Montbron immer mehr in Nachdenken zu versinken, während er das Mädchen betrachtete, und er sprach unwillkührlich für sich:

„Nein, nein, es ist unmöglich ... und doch .."

„Es wäre vielleicht indiscret, ... Ihrem Selbstgespräche beizuwohnen, lieber Graf," sagte Adrienne.

„Entschuldigen Sie mich, liebes Kind, aber was ich sehe, überrascht mich dermaßen...“

„Und was sehen Sie?“

„Die Spuren einer so lebhaften, so großen als ausschließlichen Beschäftigung mit allem, was ... Indien betrifft,“ sagte Herr von Montbron, indem er langsam die Worte betonte und einen durchdringenden Blick auf das Mädchen warf.

„Nun?“ fragte Adrienne entschlossen.

„Nun . . ich suche die Ursache dieser plötzlichen Vorliebe.“

„Für die Geographie?“ unterbrach Adrienne Herrn von Montbron; „Sie finden diese Vorliebe vielleicht etwas ernsthaft für mein Alter, . . lieber Graf; aber man muß doch seine müßige Zeit ausfüllen, und da ich einen Hindu, eine Art Prinz, zum Vetter habe, so überkam mich die Lust, eine Vorstellung von dem glücklichen Lande zu erlangen, aus welchem dieser uncivilisirte Vetter angelangt ist.“

Die letzten Worte wurden mit einer Bitterkeit gesprochen, welche Herrn von Montbron sehr auffiel; er fuhr dann auch, Adrienne aufmerksam beobachtend, fort:

„Es kommt mir vor, als sprächen Sie . . etwas gereizt über den Prinzen.“

„Nein, . . ich spreche . . ganz gleichgiltig über ihn.“

„Er verdiente aber doch . . andre Gesinnungen . .“

„Von einer andern Person vielleicht,“ antwortete Adrienne trocken.

„Er ist so unglücklich . .“ sprach Herr von Montbron im Tone der aufrichtigen Theilnahme. „Ich habe ihn erst vor zwei Tagen gesehen. . und es zerriß mir das Herz . .“

„Was geht mich . . dieses Herzzerreißen an?“ fiel Adrienne in schmerzlicher, fast unwilliger Ungeduld ein.

„Ich möchte doch wünschen, daß so schmerzliche Leiden wenigstens Ihr Mitleiden erregten,“ antwortete der Graf ernst.

„Mein . . Mitleiden?“ entgegnete Adrienne mit verletztem Stolze; aber sie hielt an sich und setzte kalt hinzu:

„Aber, Herr von Montbron, scherzen Sie? Im Ernst verlangen Sie doch gewiß nicht, daß ich an der Liebesqual Ihres Prinzen Antheil nehmen soll?“

Es lag eine so eiskalte Verachtung in den letzten Worten Adriennes; ihr bleiches, so schmerzlich verändertes Gesicht verrieth einen so bittern Stolz, daß Herr von Montbron traurig sagte:

„So . . ist es also wahr; man hat mich nicht getäuscht . . Ich, der ich wegen meiner alten und beständigen Freundschaft einiges Recht auf Ihre Freundschaft hatte, habe nichts davon erfahren, während Sie einem Andern alles sagen . . Das thut mir leid, sehr leid . .“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Montbron.“

„Nun . . ich brauche nicht mehr vorsichtig zu sein,“ sprach der Graf, „denn es ist, wie ich sehe, keine Hoffnung mehr für den Unglücklichen . . Sie lieben Jemanden.“

Und da Adrienne eine Bewegung machte, fuhr der Graf fort:

„O, Sie können es nicht läugnen . . Ihre Bläſſe, . . Ihre Traurigkeit seit einigen Tagen, . . Ihre unüberwindliche Gleichgiltigkeit gegen den Prinzen, Alles beweißt mir, daß Sie lieben . .“

Fräulein von Cardoville entgegnete würdevoll und stolz, verletzt von der Art, wie der Graf von dem Gefühle sprach, das er bei ihr voraussetzte:

„Sie müſſen wiſſen, Herr Graf, daß ein errathenes Geheimniß keine vertrauliche Mittheilung ist . . Ihre Sprache setzt mich in Erstaunen . .“

„Nun, liebe Freundin, wenn ich das traurige Vorrecht der Erfahrung benutze, wenn ich errathe, wenn ich Ihnen sage, daß Sie lieben, wenn ich selbst so weit gehe, Ihnen diese Liebe zum Vorwurfe zu machen, so thue ich es blos, weil es sich gewiſſermaßen um Leben und Tod des armen jungen Prinzen handelt, an dem ich, wie Sie wiſſen, den innigen Antheil nehme, als wäre er mein Sohn, denn wer ihn kennt, muß innige Theilnahme für ihn fühlen . .“

„Es wäre seltsam,“ entgegnete Adrienne mit noch mehr Kälte und mit bitterer Ironie, „wenn meine Liebe — an-

genommen, daß ich Liebe fühlte — einen so merkwürdigen Einfluß auf den Prinzen Dschalma hätte. Was geht es ihn an, ob ich liebe!" setzte sie mit fast schmerzlicher Verachtung hinzu.

„Was es ihn angeht? Wahrhaftig, werthe Freundin, erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen sage, Sie treiben einen grausamen Scherz. Wie? der unglückliche junge Mann liebt Sie mit der ganzen blinden Glut einer ersten Liebe; zweimal schon wollte er durch Selbstmord der schrecklichen Qual, die ihm seine Leidenschaft für Sie verursacht, ein Ende machen, und Sie finden es seltsam, daß Ihre Liebe für einen Andern eine Frage über Leben und Tod für ihn ist!"

„Er liebt mich also?" fragte das Mädchen in einem nicht zu beschreibenden Tone.

„Zum Sterben, sage ich Ihnen; ich habe gesehen.."

Adrienne machte eine Geberde des Staunens; so blaß sie gewesen war, so roth wurde sie; dann verschwand diese Röthe wieder, ihre Lippen erblaßten und zitterten, ihre Aufregung war so stark, daß sie einige Minuten nicht sprechen konnte. Sie legte die Hand auf das Herz, als wollte sie die Schläge desselben mildern. Der Graf von Montbron, der über diese plötzliche Veränderung im Gesicht Adriennes und die wachsende Verstörung ihrer Züge fast erschrak, trat rasch zu ihr und sprach:

„Mein Gott, armes Kind, was ist Ihnen?“

Statt ihm zu antworten, winkte ihm Adrienne, wie um ihn zu beruhigen, auch beruhigte sich der Graf wirklich, denn das schöne Gesicht des Mädchens, das bis jetzt der Schmerz, die Ironie und die Verachtung entstellt hatten, schien bei lieblichern, unaussprechlichern Gefühlen ganz wiederzukehren . . Die Empfindung, die sie überkam, war so entzückend, daß sie sich ihr ganz hinzugeben schien . . Als aber weiteres Nachdenken ihr sagte, sie lasse sich vielleicht täuschen, rief sie plötzlich angstvoll aus, indem sie sich an Herrn von Montbron wendete:

„Was Sie mir da sagen, ist doch wenigstens . . wahr?“

„Was ich Ihnen sage?“

„Ja, . . daß der Prinz Dschalma . .“

„Sie wie unsinnig liebt? Das ist leider nur zu wahr . .“

„Nein, nein,“ entgegnete Adrienne mit entzückend natürlichem Ausdrucke, . . „es kann nie zu wahr sein . .“

„Was sagen Sie?“ fiel der Graf ein.

„Aber das . . Mädchen?“ fragte Adrienne, als brenne ihr das Wort auf den Lippen.

„Welches Mädchen?“

„Die Ursache des schmerzlichen Herzwehes?“

„Dieses Mädchen? Wer soll es sonst sein als Sie?“

„Ich? Ach . . ja, ich war es, nicht wahr, ich?“

„Auf Ehre . . Glauben Sie meiner Erfahrung, ich habe nie eine aufrichtigere und rührendere Liebe gesehen.“

„Ach, nicht wahr, er hat niemals eine Andere geliebt als mich?“

„Er? Niemals.“

„Man . . hatte mir es aber doch gesagt.“

„Wer?“

„Herr Rodin.“

„Daß Dschalma . .“

„Zwei Tage, nachdem er mich gesehen, von einer leidenschaftlichen Liebe ergriffen worden sei . .“

„Herr Rodin . . hat Ihnen dies gesagt?“ fiel Herr von Montbron ein, dem plötzlich ein Gedanke zu kommen schien . . „Er hat auch Dschalma gesagt, Sie liebten einen Andern . .“

„Ich?“

„Und das eben brachte den unglücklichen Prinzen zur Verzweiflung.“

„Es brachte auch mich zur Verzweiflung.“

„Sie lieben ihn also eben so, wie er Sie liebt?“ fragte Montbron in freudigem Entzücken.

„Ob ich ihn liebe!“ entgegnete Fräulein von Cardoville.

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thüre geklopft, und dadurch das Gespräch unterbrochen.

„Ihre Leute . . ohne Zweifel . . Sammeln Sie sich,“ sprach der Graf.

„Herein!“ rief Adrienne mit bewegter Stimme.

Florine erschien.

„Was ist es?“ fragte Fräulein von Cardoville.

„Herr Rodin war hier. Da er das Fräulein zu stören fürchtete, wollte er nicht eintreten; aber er wird nach einer halben Stunde wieder kommen . . Werden Sie ihn annehmen?“

„Ja, . . ja,“ sprach der Graf; „auch wenn ich noch da sein sollte, lassen Sie ihn eintreten . . Meinen Sie nicht auch?“ fragte Montbron Adriennen.

„Ja wohl,“ antwortete sie, und ein Blitz des Unwillens leuchtete in ihren Augen, indem sie an die Täuschung Rodins dachte.

„Ach, der alte Narr!“ sprach Montbron . . Ich habe dem Kopfhänger immer nicht getraut!“

Florine ging hinaus und ließ den Grafen wieder mit ihrer Gebieterin allein.

Viertes Kapitel.

Die Liebe.

Fräulein von Cardoville war umgewandelt; ihre Schönheit strahlte zum erstenmale in ihrem ganzen Glanze. Bisher war sie entweder durch die Gleichgiltigkeit verhüllt, oder durch den Schmerz verdüstert worden; jetzt aber beleuchtete sie plötzlich ein blendender Sonnenstrahl.

Die leichte Aufregung in Folge des Betrugs Rodins war wie ein unbemerklicher Schatten über die Stirne des jungen Mädchens hingegangen. Was kümmerten sie jetzt diese Lügen? Waren sie nicht an den Tag gebracht? Und welche menschliche Macht konnte sich in Zukunft zwischen sie und Dschalma stellen, da sie einander so sicher waren? Wer sollte es wagen, gegen diese beiden entschlossenen Wesen zu kämpfen, die durch die unwiderstehliche Macht der Jugend, der Liebe und der Freiheit stark waren? Wer sollte es wagen, ihnen in den glühenden Kreis hinein zu folgen, in dem sie sich bewegten, die so schön, so glücklich waren, daß sie sich in einer unerlöschlichen Liebe versenken konnten, die durch ihr Glück, eine allen Angriffen widerstehende Rüstung, vertheidiget und geschützt wurden?

Kaum hatte sich Florine entfernt, so trat Adrienne schnell zu Herrn von Montbron; sie schien größer geworden zu

sein; wenn man sie so leicht, triumphirend und strahlend einherschreiten sah, hätte man sie eine Göttin nennen können, die auf Wolken wandelt.

„Wann werde ich ihn sehen?"

Das war ihr erstes Wort an Herrn von Montbron.

„Nun . . morgen; er muß auf so großes Glück vorbereitet werden; bei einer so heißen Natur kann eine so plötzliche, so unerwartete Freude schrecklich sein."

Adrienne stand einen Augenblick nachdenkend da; dann sagte sie plötzlich:

Morgen, ja; aber nicht vor morgen . . Ich habe einen Herzensaberglauben."

„Welchen?"

„Sie sollen es erfahren . . **Er liebt mich**, dieses Wort sagt Alles, umschließt Alles, begreift Alles, ist Alles, und doch habe ich tausend Fragen auf den Lippen . . über ihn . . Ich werde Ihnen keine vorlegen vor morgen, nein, weil aus göttlichem Zufall morgen ein geweiheter Jahrestag ist . . Bis dahin werde ich ein Jahrhundert durchleben . . Zum Glück kann ich warten . . Da . ."

Dann winkte sie Herrn von Montbron und führte ihn zu dem indischen Bacchus.

„Wie er ihm gleicht!" sagte sie zu dem Grafen.

„Wirklich," entgegnete dieser; „es ist seltsam."

„Seltsam?" wiederholte Adrienne, lächelnd in mildem

Stolz; „es ist seltsam, daß ein Held, ein Halbgott, ein Ideal an Schönheit Dschalma gleiche?"

„Wie sehr lieben Sie ihn!" rief Herr von Montbron tief bewegt und fast geblendet von der Glückseligkeit aus, welche aus dem Gesichte Adriennes strahlte.

„Ich habe recht viel leiden müssen, nicht wahr?" fragte sie nach einer Pause.

„Was würde erst geschehen sein, wenn ich nicht durch die Verzweiflung bewogen worden wäre, heute zu Ihnen zu kommen?"

„Das weiß ich nicht; vielleicht wäre ich gestorben; denn ich bin hier . . unheilbar verwundet (und sie legte die Hand auf das Herz). Aber was mein Tod gewesen wäre, wird nun mein Leben sein . ."

„Es war schrecklich," sprach der Graf bebend; „eine solche Leidenschaft bei Ihnen, die Sie so rücksichtslos sind!"

„Ja . . rücksichtslos, aber nicht stolz; auch habe ich, als ich seine Liebe zu einer andern erfuhr, als ich vernahm, daß der Eindruck, den ich bei dem ersten Zusammensein auf ihn gemacht zu haben glaubte, so schnell vorübergegangen sei, jeder Hoffnung entsagt, wenn ich auch meine Liebe nicht aus dem Herzen reißen konnte. Statt die Erinnerung an ihn zu fliehen, umgab ich mich mit allem, was mich an ihn erinnern konnte. Wenn es an Glück gebricht, findet

man einen schmerzlichen Genuß darin, durch das zu leiden, was man liebt.“

„Nun verstehe ich Ihre indische Bibliothek.“

Adrienne nahm, ohne dem Grafen zu antworten, von dem Tischchen eines der frisch aufgeschnittenen Bücher, brachte es dem Herrn von Montbron, und sagte lächelnd zu ihm mit dem Ausdrucke der Freude und himmlischen Glücks:

„Ich hätte es nicht läugnen sollen, ich bin stolz . . Da, lesen Sie . . laut, ich bitte Sie darum . . Ich sage Ihnen, ich kann warten bis morgen.“

Und sie zeigte mit ihrem reizenden Finger auf eine Stelle, indem sie ihm das Buch reichte.

Dann schmiegte sie sich ganz in die Causeuse und schien sich da, in aufmerksamer, andächtiger Haltung, den Körper nach vorn geneigt, die Hände auf dem Kissen gekreuzt, das Kinn auf ihre Hände gestützt, die großen Augen mit einer Art Verehrung auf den indischen Bacchus gegenüber gerichtet, in leidenschaftlicher Betrachtung auf das Anhören der Stelle im Buche vorzubereiten.

Der Graf begann in großer Verwunderung, nachdem er Adrienne angesehen hatte, die mit dem freundlichsten Tone ihrer Stimme zu ihm sagte:

„Recht langsam, . . ich bitte Sie darum.“

Herr von Montbron las folgende Stelle aus dem Tagebuche eines Reisenden in Indien:

„Als ich mich im Jahre 1829 in Bombay befand, „sprach man in der ganzen englischen Gesellschaft nur von „einem jungen Helden, dem Sohne..“

Der Graf unterbrach sich wegen des barbarischen Lautes des Namens des Vaters Dschalmas, und Adrienne half ihm mit ihrer lieblichen Stimme ein:

„Dem Sohne Kadscha Singhs . .“

„Welches Gedächtniß!“ sagte der Graf lächelnd. Dann fuhr er fort:

„— von einem jungen Helden, dem Sohne Kadscha „Sings, Königs von Mundi. Der Oberst Drake war „von einer fernen und blutigen Expedition im Gebirge ge- „gen diesen König, voll Begeisterung für den Sohn Kadscha „Sings, Dschalma mit Namen, zurück gekommen. Die- „ser junge Prinz, der kaum in das Jünglingsalter getreten „ist, hat in diesem erbitterten Kampfe Beweise von einer so „ritterlichen Unerschrockenheit, von einem so edlen Character „gegeben, daß man seinen Vater den Vater des Edel- „sinnigen nannte.“

„Diese Sitte ist rührend,“ sprach der Graf. „Es ist groß, den Vater gleichsam dadurch zu belohnen, daß man ihm einen für seinen Sohn ruhmvollen Namen giebt . . Aber welch merkwürdiges Zusammentreffen mit diesem Buche!“ fuhr der Graf verwundert fort; „ich sehe ein, daß dies den kältesten Kopf begeistern muß.“

„Ach . . Sie werden hören . . Sie werden hören!“ fiel Adrienne ein.

Der Graf las weiter:

„Der Oberst Drake, Einer der tapfersten und besten „Officiere der englischen Armee, sagte gestern in meiner „Gegenwart, daß er durch den Prinzen Dschalma gefähr„lich verwundet, nach einer kräftigen Gegenwehr gefangen „genommen und in das Lager gebracht worden sei in dem „Dorfe . . .“

Hier stockte der Graf wiederum wegen eines barbarischen Namens, und um sich gar nicht an dasselbe zu wagen, sagte er zu Adrienne:

„Das . . versuche ich gar nicht.“

„Es ist ja so leicht,“ entgegnete Adrienne, die mit unbeschreiblicher Sanftmuth sagte:

„In dem Dorfe Schumsabad.“

„Nun ja, die Liebe ist ein unfehlbares mnemonisches Mittel, um geographische Namen zu behalten,“ sagte der Graf, der darauf weiter las:

„Im Lager fand der Oberst Drake die rührendste gast„freundliche Aufnahme, und der Prinz Dschalma war be„sorgt um ihn wie ein Sohn. Hier kamen denn auch „einige Thatsachen zur Kenntniß des Obersten, die seine „Begeisterung für den Prinzen Dschalma auf den höchsten

„Grad steigerten. Er erzählte in meiner Gegenwart fol-
„gende zwei:

„In einem der Gefechte war der Prinz von einem jun-
„gen Hindu von etwa zwölf Jahren begleitet, den er zärt-
„lich liebte, der ihm als Page diente und ihm zu Pferde
„folgte, um seine Wechselwaffen zu tragen . . Dieses Kind
„wurde von seiner Mutter fast vergöttert; beim Beginne
„des Unternehmens hatte sie ihren Sohn dem Prinzen
„Dschalma gebracht und mit wahrhaft antikem Stoicismus
„zu ihm gesagt: „er möge Dein Bruder sein."

„— Er wird mein Bruder sein," hatte der Prinz
„geantwortet. Bei einer blutigen Niederlage wird der
„Knabe schwer verwundet, sein Pferd getödtet, der Prinz
„aber macht ihn, mit Gefahr seines Lebens und trotz der
„eiligen nothwendigen Flucht, frei, nimmt ihn auf sein
„Pferd und flieht; man verfolgt sie; eine Kugel trifft ihr
„Pferd, aber es kann noch ein Dickicht erreichen und erst in
„diesem sinkt es nach vergeblichen Anstrengungen nieder.
„Da das Kind nicht im Stande ist zu gehen, so trägt es
„der Prinz mit sich fort und verbirgt sich mit ihm im dich-
„testen Gebüsch. Die Engländer kommen an, und durch-
„suchen das Dickicht, bemerken aber die beiden Opfer nicht . .
„Nach einem Marsch von einem Tage und einer Nacht,
„Hin- und Hergehen verschiedener Art, Strapazen und
„unerhörten Gefahren erreichte endlich der Prinz, der im-

„mer den Knaben trug, welcher ein Bein halb gebrochen „hatte, das Lager seines Vaters und sagte ganz einfach: „ich hatte seiner Mutter versprochen, er solle mein „Bruder sein, und ich habe als Bruder gehandelt.“

„Das ist bewundernswürdig!“ rief der Graf aus.

„Lesen Sie weiter, lesen Sie nur weiter,“ entgegnete Adrienne, indem sie eine Thräne trocknete, ohne die Augen von dem Basrelief abzuwenden, das sie fortwährend mit steigender Bewunderung betrachtete.

Der Graf las weiter:

„Ein anderes Mal begiebt sich der Prinz Dschalma „mit zwei schwarzen Sclaven vor Sonnenaufgang in eine „sehr wilde Gegend, um sich zwei junger Tiger zu be„mächtigen, die einige Tage alt waren. Das Lager der„selben war angegeben. Der Tiger und die Tigerin waren „auf Beute ausgegangen. Einer der Schwarzen schlich „sich durch eine enge Oeffnung in die Höhle hinein, der „andere fällte mit Dschalmas Hilfe durch ein Beil einen „ziemlich dicken Baumstamm, um eine Schlinge anzubrin„gen und in derselben den Tiger oder die Tigerin zu fan„gen. Neben der Oeffnung war die Höhe fast steil. Der „Prinz stieg gewandt hinauf, um mit Hilfe des andern „Schwarzen die Schlinge aufzustellen; plötzlich ließ sich „ein schreckliches Gebrüll hören, und mit einigen Sätzen „erreichte die Tigerin, die von ihrem Ausfluge zurückkam,

„die Oeffnung der Höhle. Dem Schwarzen, der mit dem „Prinzen die Schlinge aufstellte, wurde der Schädel auf-„gerissen, der Baumstamm fiel quer vor den engen Ein-„gang der Höhle und hinderte die Tigerin, hinein zu ge-„langen, aber auch den Schwarzen darin, mit den jungen „Tigern herauszukommen.

„Der Prinz, der oben, vielleicht zwanzig Fuß hoch, „auf dem Felsen auf dem Bauche lag, war Zeuge dieses „schrecklichen Schauspieles. Die Tigerin, welche durch „das Geschrei ihrer Jungen wüthend gemacht wurde, zer-„riß die Hände des Schwarzen, der von innen den Baum-„stamm, seine einzige Wehr, festzuhalten suchte."

„Das ist gräßlich," sagte der Graf.

„Lesen Sie nur weiter," entgegnete Adrienne begeistert; „Sie werden sehen, was der Heldenmuth der Herzensgüte vermag."

Der Graf las weiter:

„Mit einemmale nahm der Prinz den Dolch zwischen „die Zähne, band seinen Gürtel an einen Felsenblock, „nahm in die eine Hand das Beil, ließ sich mit der an-„dern an dem Gürtel hinuntergleiten, gelangte so hinun-„ter einige Schritte von dem wilden Thiere, sprang auf „dasselbe und versetzte ihm blitzesschnell zwei tödtliche Wun-„den in dem Augenblicke, als der Schwarze aus Er-

„schöpfung den Baumstamm loslassen mußte und eben zer=
„rissen werden sollte.“

„Und Sie wundern sich über seine Aehnlichkeit mit die=
sem Halbgott, dem selbst die Fabel keine so edelmüthige
Aufopferung zuschreibt?“ sprach das Mädchen mit wach=
sender Begeisterung.

„Ich wundere mich nicht mehr, ich bewundere,“ sagte
der Graf mit bewegter Stimme, „und mein Herz schlägt
bei diesen beiden Charakterzügen so von Begeisterung, als
wenn ich erst zwanzig Jahre zählte.“

„Das edele Herz dieses Reisenden hat bei dieser Er=
zählung geschlagen, wie das Ihrige,“ sagte Adrienne;
„Sie werden sehen.“

„Bewunderungswürdig wird die Unerschrockenheit des
„Prinzen, da nach dem Grundsatze der indischen Kasten
„das Leben eines Sclaven keinen Werth hat; ein Königs=
„sohn, der sein Leben für die Rettung eines so untergeord=
„neten Wesens wagte, gehorchte einem heldenmüthigen
„wahrhaft christlichen Triebe der Menschenliebe, von dem
„man bis dahin in diesem Lande kein Beispiel gehabt hatte.

„Zwei solche Züge, sagte der Oberst Drake mit Recht,
„reichen hin, einen Menschen zu schildern, und ich, ein
„unbekannter Reisender, habe also mit hoher Achtung und
„Bewunderung den Namen des Prinzen Dschalma in die=
„ses Reisetagebuch geschrieben, freilich auch mit einem Ge=

„fühle der Trauer, da ich mich fragte, welches die Zu-
„kunft dieses Prinzen sein würde, der in jenem wilden
„Lande, das fortwährend durch den Krieg verheert wird,
„gleichsam verloren ist. So bescheiden auch die Huldi-
„gung ist, welche ich diesem der Zeiten der Heroen würdi-
„gen Charakter darbringe, so wird doch sein Name mit
„warmer Begeisterung von allen Herzen nachgesprochen
„werden, die an dem, was edel und groß ist, Theil neh-
„men.“

„Als ich diese so einfachen, so rührenden Zeilen las,“ sagte Adrienne, „mußte ich unwillkührlich meine Lippen auf den Namen dieses Reisenden drücken.“

„Ja, so ist er, wie ich ihn beurtheilt hatte,“ sagte der Graf sehr bewegt, indem er das Buch Adriennen zurückgab, welche ernst aufstand und zu ihm sagte:

„So wollte ich Sie ihn kennen lehren, damit Sie meine Liebe zu ihm verständen; denn diesen Muth, diese heroische Güte hatte ich schon bei einem Gespräche errathen, das ich unwillkührlich mit anhören mußte, ehe ich mich ihm zeigte .. Von diesem Tage an wußte ich, daß er so edelmüthig als unerschrocken, so zärtlich, so anbetungswürdig weichfühlend ist, als kräftig und entschlossen; aber als ich sah, daß er so wunderbar schön und wegen seiner edeln Gesichtsbildung, selbst wegen seiner Kleidung so ganz anders ist, als alle Männer, die ich bisher gesehen; als ich

den Eindruck bemerkte, den ich auf ihn machte und den er auf mich machte, fühlte ich, daß mein Leben an diese Liebe geknüpft sei.“

„Und Ihre Pläne?“

„Sind göttlich, freudevoll, wie mein Herz. Dschalma soll, wenn er sein Glück erfährt, davon eben so geblendet werden, wie ich es wurde, so daß ich noch jetzt — meine Sonne nicht gerade ansehen kann; denn ich wiederhole es, ich habe bis morgen ein Jahrhundert durchzuleben. Ja, ich hätte nach einer solchen Entdeckung geglaubt, ich würde das Bedürfniß fühlen, allein zu sein und mich in diesen Ocean von berauschenden Gedanken zu stürzen, — aber nein, nein, ich fürchte die Einsamkeit bis morgen; ich fühle, ich weiß nicht, welche fieberhafte, . . unruhige, . . brennende Ungeduld und würde die Fee segnen, die mich mit ihrem Zauberstabe berührte und mich von jetzt an bis morgen schlafen ließe.“

„Ich werde diese wohlthätige Fee sein,“ sagte plötzlich der Graf lächelnd.

„Sie?“

„Ich.“

„Und wie?“

„Sehen Sie die Macht meines Zauberstabes; ich will Sie über einen Theil Ihrer Gedanken zerstreuen, indem ich sie materiell sichtbar mache . .“

„Um Gottes Willen, sprechen Sie deutlicher.“

„Mein Plan wird auch noch einen andern Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an. Sie sind so glücklich, daß Sie Alles hören können. Ihre verhaßte Tante und deren verhaßte Freunde verbreiten das Gerücht, Ihr Aufenthalt bei dem Doctor Baleinier . .“

„Sei durch Geistesschwäche veranlaßt worden,“ sagte Adrienne lächelnd. „Ich erwartete das.“

„Das ist dumm; da aber Ihr Entschluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde macht — Sie fühlen, warum — so wird es nicht an Leuten fehlen, die vollkommen geneigt sind, allen möglichen Dummheiten Glauben zu schenken.“

„Das hoffe ich . . Von den Thoren für eine Närrin gehalten zu werden, ist sehr schmeichelhaft.“

„Ja, aber den Thoren zu beweisen, daß sie Thoren sind, und zwar im Angesichte von ganz Paris, ist unterhaltend . . Man fängt an, über Ihr Verschwinden unruhig zu werden; Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten eingestellt; seit langer Zeit erscheint nur meine Nichte in Ihrer Loge in dem italienischen Theater; Sie wünschen die Zeit bis morgen zu vertreiben . . Ich biete Ihnen nun vortreffliche Gelegenheit dazu; es ist zwei Uhr; halb vier Uhr wird meine Nichte mit dem Wagen hier sein; das Wetter ist vortrefflich; es werden sehr viele Leute im

Boulogner Wäldchen sein; Sie machen eine schöne Promenade; man sieht Sie schon dort und die freie Luft und die Bewegung werden Ihr Glücksfieber beruhigen .. Abends endlich beginnt mein Zaubermittel, — ich führe Sie nach Indien."

„Nach Indien?"

„Mitten in einen jener wilden Wälder, wo man die Löwen, die Tiger und Panther brüllen hört .. Jenen Heldenkampf, der Sie eben so sehr ergriffen hat, .. werden wir in seiner ganzen schrecklichen Wirklichkeit vor uns sehen."

„Offen, lieber Graf, Sie scherzen."

„Keineswegs; ich verspreche Ihnen wirkliche wilde Thiere, die schrecklichen Bewohner des Landes unseres Halbgottes, knurrende Tiger, brüllende Löwen zu zeigen. Wird das so viel werth sein, als Ihre Bücher?"

„Aber .."

„Nun, ich will Ihnen den Schlüssel zu meiner Zauberkraft geben, wenn Sie von der Promenade zurückkommen. Sie speisen bei meiner Nichte und gehen dann zu einem sehr merkwürdigen Schauspiele in der Porte Saint Martin .. Einer der außerordentlichsten Thierbändiger zeigt da völlig wilde Thiere in einem Walde (hier erst beginnt die Illusion) und führt mit ihnen, mit den Tigern, Löwen und Panthern, furchtbare Kämpfe auf. Ganz Paris läuft

zu diesen Vorstellungen, und ganz Paris wird Sie da sehen, schöner und reizender als je.“

„Angenommen, angenommen,“ antwortete Adrienne mit kindlicher Freude. „Ja, Sie haben Recht, .. ich werde ein ganz eigenthümliches Vergnügen empfinden, wenn ich diese wilden Ungethüme sehe, die mich an die erinnern, welche mein Halbgott so heldenmüthig bekämpft hat. Ich nehme Ihren Vorschlag auch an, weil ich zum erstenmale in meinem Leben schön zu sein wünsche .. selbst für Alle .. Ich nehme Ihren Vorschlag an, weil...“

Fräulein von Cardoville wurde erst durch ein leises Klopfen an der Thüre, dann durch Florine unterbrochen, die eintrat und Herrn Rodin meldete.

Fünftes Kapitel.

Die Züchtigung.

Rodin trat ein und errieth durch einen Blick auf Fräulein von Cardoville und auf Herrn von Montbron, daß er sich in einer schwierigen Lage befinden würde. Wirklich sah nichts weniger beruhigend für ihn aus, als die Miene Adriennes und des Grafen.

Dieser äußerte, wie gesagt, wenn er die Leute nicht

liebte, seine Abneigung durch anzügliche Reden, die er oftmals in seinem Leben überdies durch Duelle unterstützt hatte. Auch jetzt nahmen bei dem Anblicke Rodins seine Züge plötzlich einen höhnischen und harten Ausdruck an . . Er stützte sich auf den Kamin, plauderte mit Adrienne und sah sich geringschätzig über die Achsel um, ohne auf die tiefe Verbeugung des Jesuiten zu antworten.

Fräulein von Cardoville ihrerseits war bei dem Anblicke dieses Mannes fast überrascht darüber, daß sie keinen Unwillen, keinen Haß empfand. Die glänzende Flamme, die in ihrem Herzen brannte, reinigte dasselbe von jedem rachsüchtigen Gefühle. Sie lächelte sogar, als sie einen stolzen, sanften Blick auf den indischen Bachus und dann auf sich selbst warf, und sie fragte sich, was diese beiden so jungen, so schönen, so freien, so liebreichen Wesen jetzt von dem altem schmuzigen Manne mit dem gemeinen, unedeln Gesichte zu fürchten haben könnten, der wie eine Schlange langsam herangeschlichen kam. Mit einem Worte, Adrienne empfand statt Haß oder Widerwillen gegen Rodin nur einen Anfall spottsüchtiger Lustigkeit, und ihre großen Augen, in denen schon so viel Glück strahlte, funkelten bald von Muthwillen und Ironie.

Rodin fühlte sich unbehaglich. Leute seiner Art ziehen die gewaltsamen Feinde den spottenden Feinden weit vor; denn sie entziehen sich dem gegen sie losbrechenden Zorne

dadurch, daß sie weinend, ächzend auf die Knie fallen und sich an die Brust schlagen, oder sie trotzen ihm, indem sie sich gerüstet und unversöhnlich aufrichten; vor dem beißenden Spotte dagegen kommen sie leicht aus der Fassung. So erging es auch Rodin. Er ahnte, daß er zwischen Adrienne von Cardoville und dem Grafen von Montbron eine böse Viertelstunde zu bestehen haben würde, wie man zu sagen pflegte.

Der Graf begann das Feuer. Er sah sich über die Achsel um und sagte zu Rodin:

„Ah .. Sie sind da, Herr Wohlthuer?“

„Treten Sie näher, treten Sie doch näher,“ fiel Adrienne mit spöttischem Lächeln ein, „Sie Perle der Freunde, Sie Muster der Philosophen, Sie erklärter Feind alles Truges und aller Lüge, — ich habe Ihnen viele Complimente zu machen.“

„Ich nehme von Ihnen Alles an, mein werthes Fräulein, selbst unverdiente Complimente,“ sagte der Jesuit, indem er zu lächeln suchte und dabei seine häßlichen gelblichen langen Zähne zeigte .. „Darf ich nicht auch wissen, was mir Ihre Complimente verdient hat?“

„Ihr Scharfsinn, .. denn er ist von seltener Art,“ sagte Adrienne.

„Und ich,“ fiel der Graf ein, „ich bringe meine Hul-

digung Ihrer Wahrhaftigkeit dar, die nicht minder selten, nur zu selten ist."

„Und worin bin ich scharfsichtig gewesen, mein werthes Fräulein?" fragte Rodin kalt; „worin wahrhaft, Herr Graf?" setzte er sodann gegen Montbron gewendet hinzu.

„Worin?" sagte Adrienne; „Sie haben ein von zahllosen Schwierigkeiten und Hindernissen umgebenes Geheimniß errathen; Sie haben, mit einem Worte, in der tiefsten Tiefe eines weiblichen Herzens zu lesen verstanden."

„Ich, mein werthes Fräulein?"

„Sie, mein Herr, und freuen Sie sich, Ihr Scharfsinn hat die glücklichsten Folgen gehabt."

„Ihre Wahrhaftigkeit hat Wunder gethan."

„Es thut dem Herzen wohl, Gutes zu wirken, selbst wenn es nichts davon weiß," sagte Rodin, der sich immer auf der Defensive hielt und dabei fortwährend Adrienne und den Grafen von der Seite beobachtete; „aber kann ich das nicht erfahren, was mir das Lob eingetragen hat?"

„Die Dankbarkeit nöthiget mich, Sie davon zu unterrichten," sagte Adrienne muthwillig; „Sie haben entdeckt und dem Prinzen Dschalma gesagt, daß ich .. Jemanden leidenschaftlich liebe. Nun, preisen Sie Ihren Scharfsinn, .. es ist wahr."

„Sie haben entdeckt und dem Fräulein gesagt, der Prinz Dschalma liebe .. Jemanden leidenschaftlich," fiel

der Graf ein; „nun, rühmen Sie Ihre Wahrhaftigkeit, .. es ist wahr.“

Rodin stand verblüfft da.

„Dieser Jemand, den ich so leidenschaftlich liebte,“ fuhr Adrienne fort, „war der Prinz.“

„Das Mädchen, das der Prinz so leidenschaftlich liebte,“ setzte der Graf hinzu, „war das Fräulein.“

Diese ernstlich beunruhigenden Enthüllungen, die so Schlag auf Schlag folgten, betäubten Rodin; er stand stumm, erschrocken da und dachte an die Zukunft.

„Begreifen Sie nun unsere Dankbarkeit gegen Sie?“ fuhr Adrienne in immer spottenderem Tone fort. „Ihrem Scharfsinne, Ihrer rührenden Theilnahme an uns verdanken wir es, daß wir über unsere gegenseitigen Gesinnungen aufgeklärt sind.“

Der Jesuit erlangte allmälig seine Kaltblütigkeit wieder und seine scheinbare Ruhe reizte Herrn von Montbron sehr, der ohne die Gegenwart Adriennes seiner Ausdrucksweise einen ganz andern Ton gegeben haben würde.

„Es liegt in dem, was Sie mir da mittheilen, ein Irrthum, mein werthes Fräulein .. Ich habe nie in meinem Leben von den übrigens ganz passenden und höchst achtungswerthen Gefühlen gesprochen, die Sie gegen den Prinzen Dschalma hegen können.“

„Allerdings,“ entgegnete Adrienne, „treiben Sie in

zu zarter Discretion die Zurückhaltung und das Zartgefühl so weit, als Sie von der großen Liebe des Prinzen Dschalma sprachen, daß Sie sagten, er liebe nicht mich.''

,,Und aus derselben Gewissenhaftigkeit sagten Sie dem Prinzen, Fräulein von Cardoville liebe Jemanden leidenschaftlich, aber nicht ihn..''

,,Herr Graf,'' antwortete der Jesuit trocken, ,,ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich sehr wenig das Bedürfniß fühle, mich in Liebesangelegenheiten zu mischen.''

,,Gehen Sie! Das ist Bescheidenheit oder Eitelkeit,'' sprach der Graf. ,,Um Gottes Willen begehen Sie in Ihrem eigenen Interesse keine solche Ungeschicklichkeit. Wenn man Sie nun beim Worte hielte? Wenn das bekannt würde? Gehen Sie doch ja schonender mit den kleinen Gewerben um, die Sie ohne Zweifel betreiben.''

,,In einem wenigstens,'' sagte Rodin, indem er sich so rücksichtslos gegen Montbron wendete, wie es dieser gegen ihn gethan hatte, ,,lassen Sie mich durch eine schwere Lehrzeit gehen, Herr Graf, in dem schweren Gewerbe, Sie anzuhören.''

,,Lieber Herr,'' entgegnete der Graf mit Verachtung, ,,sollte es Ihnen nicht bekannt sein, daß man viele Mittel hat, Betrüger und Zuträger zu züchtigen?''

„Lieber Graf!“ fiel Adrienne im Tone des Vorwurfs ein.

Rodin entgegnete mit vollkommenem Phlegma:

„Ich sehe nicht recht ein, Herr Graf, erstens, worin der Muth liegen mag, einen armen alten Mann, wie ich es bin, einen Betrüger zu nennen und ihm zu drohen, und zweitens . .“

„Herr Rodin,“ unterbrach der Graf den Jesuiten, „erstens ist ein armer alter Mann, wie Sie, der Böses thut, indem er sich hinter das Alter verschanzt, das er entehrt, zugleich feig und schlecht und verdient eine doppelte Züchtigung; was zweitens das Alter betrifft, so weiß ich nicht, daß die Jäger und Gensdarmen sich ehrfurchtsvoll vor dem grauen Haar der alten Wölfe und vor dem weißen Haar alter Bösewichter verbeugen; was meinen Sie, lieber Herr?“

Rodin schlug, noch immer ruhig, seine schlaffen Augenlider auf, heftete kaum eine Secunde lang sein Schlangenauge auf den Grafen und warf ihm gleich einem Pfeile einen schnellen kalten, scharfen Blick zu, dann sank das bleifarbige Augenlid wieder herunter über das matte Auge dieses Mannes mit dem Leichengesichte.

„Da ich weder ein alter Wolf, noch ein alter Bösewicht bin,“ fuhr Rodin friedlich fort, „so werden Sie mir erlauben, Herr Graf, daß ich mich vor den Verfol-

gungen der Jäger und Gensdarmen nicht eben sehr fürchte. Was die Vorwürfe betrifft, die man mir macht, so habe ich eine sehr einfache Art, darauf zu antworten, nicht mich zu rechtfertigen, . . ich rechtfertige mich niemals."

„Wahrhaftig?" sagte der Graf.

„Niemals," erwiederte Rodin kalt. „Das übernehmen meine Handlungen. Ich antworte also ganz einfach, daß, als ich den tiefen, heftigen, fast erschrecklichen Eindruck sah, den das Fräulein auf den Prinzen gemacht . ."

„Wegen dieser Versicherung, die Sie mir von der Liebe des Prinzen geben," sprach Adrienne mit einem bezaubernden Lächeln, indem sie Rodin unterbrach, „soll Ihnen das Böse verziehen sein, das Sie mir zufügen wollten . . Der Anblick unseres baldigen Glückes allein soll Ihre Strafe sein."

„Vielleicht bedarf ich weder der Verzeihung, noch der Strafe; denn wie ich schon die Ehre hatte, dem Herrn Grafen zu bemerken, mein werthes Fräulein, — die Zukunft wird meine Handlungen rechtfertigen. Ja, ich mußte dem Prinzen sagen, Sie liebten einen andern Mann, wie ich Ihnen sagen mußte, daß er eine Andere liebe, und zwar in Ihrem gegenseitigen Interesse. Es ist möglich, daß meine Freundschaft für Sie mich irre geleitet hat; ich bin nicht unfehlbar, aber nach meinem frühern Verhalten gegen Sie, mein werthes Fräulein, habe ich vielleicht das

Recht, mich über eine solche Behandlung zu wundern . . Es ist dies keine Klage . . Wenn ich mich niemals rechtfertige, so beklage ich mich auch eben so wenig."

„Das ist wirklich etwas Heldenmüthiges, lieber Herr," sagte der Graf; „Sie belieben nicht einmal sich wegen des Bösen, das Sie thun, zu rechtfertigen, noch sich darüber zu beklagen."

„Wegen des Bösen, das ich thue?" Und Rodin sah den Grafen unverwandt an. „Spielen wir mit Räthseln?"

„Und was heißt das," fuhr der Graf unwillig auf, „daß Sie durch Ihre Lüge den Prinzen in eine so entsetzliche Verzweiflung gestürzt haben, daß er zweimal Hand an sein Leben legen wollte? Wie heißt das, daß Sie durch Ihre Lüge auch das Fräulein in einen so grausamen, so vollständigen Irrthum versetzten, daß derselbe ohne meinen heutigen Entschluß noch fortdauern und die verderblichsten Folgen gehabt haben würde?"

„Könnten Sie mir die Ehre erzeigen, Herr Graf, mir zu sagen, welches Interesse ich an diesen Verzweiflungen und diesen Irrthümern habe, selbst zugegeben, daß ich sie hätte veranlassen wollen?"

„Ein großes Interesse ohne Zweifel," antwortete der Graf hart, „ein um so gefährlicheres, weil es verborgen ist, denn Sie gehören, wie ich sehe, zu Denen, welchen das Unglück anderer Vergnügen und Vortheil bringt."

„Das ist zu viel, Herr Graf, ich begnüge mich mit dem Vergnügen," sagte Rodin sich verbeugend.

„Ihre kecke Kaltblütigkeit wird nichts ändern . . . Es ist sehr wichtig und ernst," entgegnete der Graf. „Eine so heimtückische Betrügerei kann nicht allein stehen . . . Wer weiß es, ob dies nicht auch eine Wirkung des Hasses ist, welchen die Fürstin von Saint-Dizier gegen Fräulein von Cardoville hegt."

Adrienne hatte den Wortwechsel mit großer Aufmerksamkeit angehört. Mit einem Male zuckte sie zusammen, als komme ihr plötzlich ein leuchtender Gedanke.

Nach einer Pause sagte sie zu Rodin ohne Bitterkeit, ohne Zorn, vielmehr mit sanfter, milder Ruhe:

„Man sagt, die glückliche Liebe thue Wunder, und ich bin versucht, es zu glauben, denn nach einigem Nachdenken und indem ich mich gewisser Umstände erinnere, erscheint mir Ihr Verhalten unter einem ganz neuen Lichte."

„Und welches neue Licht wäre das, mein werthes Fräulein?"

„Erlauben Sie mir, einige Thatsachen zu erwähnen, um Sie in den richtigen Gesichtspunkt zu bringen . . . Höckchen war mir edelmüthig ergeben; sie hatte mir unwiderlegliche Beweise von Anhänglichkeit gegeben; ihr Geist war so selten wie ihr edeles Herz; aber sie fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Sie . . . Plötzlich verschwand

sie auf geheimnißvolle Weise aus meinem Hause und . . . an Ihnen lag es nicht, wenn ich nicht gehässige Vermuthungen hege . . . Herr von Montbron liebt mich väterlich, aber ich muß es Ihnen gestehen, er hat wenig Zuneigung zu Ihnen; auch haben Sie versucht, Mißtrauen zwischen ihn und mich zu bringen . . . Endlich fühlt der Prinz Dschalma tiefe Liebe zu mir, und Sie wenden die abscheulichste Lüge an, um diese Liebe zu ertödten . . . Zu welchem Zwecke handelten Sie so? Ich weiß es nicht, — gewiß aber aus einem mir feindseligen.''

,,Ich will es nicht läugnen, daß Sie mich aus dem Hause des Doctor Baleinier gebracht haben . . . aber einige Tage später würde ich unfehlbar durch den Herrn von Montbron befreit worden sein . . .''

,,Sie haben Recht, liebes Kind,'' sagte der Graf; ,,es wäre möglich, daß man sich das Verdienst für das hätte aneignen wollen, was durch Ihre wahren Freunde bald darauf geschehen mußte.''

,,Sie sind dem Ertrinken nahe und ich rette Sie; sind Sie dankbar gegen mich? Keineswegs,'' sprach Rodin bitter, ,,ein anderer Vorübergehender würde Sie ohne Zweifel später gerettet haben.''

,,Der Vergleich ist nicht ganz richtig,'' sagte Adrienne lächelnd; ,,ein Irrenhaus ist kein Fluß, und obwohl ich jetzt glaube, daß Sie mit allen Wassern gewaschen sind, so

war es für Sie doch nicht nöthig, daß Sie sich in's Wasser wagten... Sie öffneten ganz einfach eine Thüre, die unfehlbar später geöffnet werden mußte.''

,,Sehr gut, mein Kind,'' sagte der Graf auflachend.

,,Ich weiß, daß Ihre vortreffliche Fürsorge sich auch nicht blos auf mich erstreckte... Sie haben dem Marschall Simon seine Töchter zurückgegeben, aber man darf wohl glauben, daß die Reclamationen des Herrn Marschall Herzogs von Ligny in Bezug auf seine Kinder nicht vergeblich gewesen sein würden... Sie haben ferner einem alten Soldaten sein kaiserliches Kreuz, eine für ihn heilige Reliquie, zurückgegeben; das ist sehr rührend... Sie haben endlich dem Abbé von Aigrigny und dem Doctor Baleinier die Maske abgerissen, aber ich war selbst entschlossen, dies zu thun. — Alles dies beweist, daß Sie ein Mann von sehr viel Geist sind...''

,,Ach, Fräulein,'' sprach Rodin demüthig.

,,Ein Mann, der zu erfinden, der Auskunftsmittel zu entdecken weiß.''

,,Ach, Fräulein...''

,,Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie in unserer langen Unterredung bei dem Doctor Baleinier, diese Ueberlegenheit verrathen haben, die, ich gestehe, großen Eindruck auf mich gemacht hat, und die Sie jetzt in große Verlegenheit zu bringen scheint... Nun, es ist sehr schwer, daß ein

so seltener Geist wie der Ihrige, incognito bleiben kann; da es indeß möglich wäre, daß wir auf verschiedenen, sehr verschiedenen Wegen," setzte das junge Mädchen muthwillig hinzu, „an demselben Ziele anlangten (immer nach unserer Unterredung bei Baleinier) so will ich Ihnen im Interesse unserer künftigen Gemeinschaft, wie Sie sich ausdrückten, einen Rath geben und offen sprechen."

Rodin hatte Fräulein von Cardoville mit scheinbarer Gleichgültigkeit angehört, während er seinen Hut unter dem Arme und die Hände über die Weste gekreuzt hielt und die Daumen drehete. Das einzige äußere Zeichen der schrecklichen Unruhe, in die ihn die gelassenen Worte Adriennes versetzten, bestand darin, daß die schlaffen, heuchlerisch gesenkten Augenlider des Jesuiten allmälig sehr roth wurden, so sehr drang das Blut dahin.

Er antwortete gleichwohl dem Fräulein von Cardoville mit fester Stimme und indem er sich tief verbeugte:

„Ein guter Rath und ein offenes Wort sind vortreffliche Dinge."

„Sehen Sie, Herr," fuhr Adrienne leicht erregt fort, „die glückliche Liebe giebt so viel Scharfsinn, eine solche Willenskraft und solchen Muth, daß man mit den Gefahren spielt, die Fallstricke entdeckt und dem Hasse trotzt. Glauben Sie mir, die göttliche Klarheit, welche aus zwei edelen liebenden Herzen strahlt, zerstreut alles Dunkel, be-

leuchtet alle Schlingen ... Sehen Sie, in Indien ... entschuldigen Sie diese Vorliebe — ich spreche gern von Indien," setzte das Mädchen mit unbeschreiblich heiterm und anmuthigem Lächeln hinzu, „in Indien zünden die Reisenden, um sich für die Nacht Ruhe zu verschaffen, ein großes Feuer um ihre Ajupa her an (entschuldigen Sie diese Localfärbung), und so weit der leuchtende Kreis desselben reicht, so weit hält es, blos durch das Licht, Alle unreinen, giftigen Insecten fern, welche das Licht erschreckt und die nur im Dunkel leben."

„Ich habe bisher den Sinn des Vergleichs nicht finden können," sagte Rodin, indem er noch immer die Daumen drehete und seine immer mehr sich färbenden Augenlider halb emporschlug.

„Ich will deutlicher sprechen," fuhr Adrienne lächelnd fort; „nehmen wir an, daß der letzte... Dienst, den Sie mir und dem Prinzen geleistet haben, ... denn Sie leisten mir Dienste, das ist neu und sehr geschickt, ich erkenne es an."

„Bravo, liebes Kind," sagte der Graf erfreut, „die Züchtigung wird vollständig."

„Ach... es ist auf eine Züchtigung abgesehen," sagte Rodin immer gleichgiltig.

„Nein," entgegnete Adrienne lächelnd, „es ist eine einfache Unterredung zwischen einem armen jungen Mäd-

chen und einem alten Philosophen, einem Freunde des Guten . . . Nehmen Sie also an, daß die häufigen . . . Dienste, welche Sie mir und den Meinigen geleistet haben, mir plötzlich die Augen geöffnet, oder nehmen Sie lieber an,'' setzte das Mädchen ernst hinzu, ,,Gott, welcher der Mutter den Trieb giebt, ihr Kind zu vertheidigen, habe mir mit meinem Glück den Trieb der Erhaltung dieses Glückes gegeben, eine gewisse Ahnung, die mir plötzlich tausend bisher dunkele Umstände erhellt, habe mir enthüllt, daß Sie keineswegs mein Freund, sondern vielleicht der gefährlichste Feind meiner Familie sind . . .''

,,Wir kommen also von der Züchtigung zu Vermuthungen,'' sagte Rodin mit unerschütterlicher Ruhe.

,,Und von der Vermuthung, da es denn gesagt werden muß, zur Gewißheit,'' fuhr Adrienne mit wundervoller Festigkeit fort, ,,ja, jetzt glaube ich es, daß ich mich eine Zeit lang von Ihnen täuschen ließ, und ich sage Ihnen dies ohne Haß, ohne Zorn, aber mit Bedauern; es ist peinlich, einen Mann von Ihrem Verstande und Geiste sich zu solchen Intriguen herablassen und nachdem er so viele teuflische Mittel in Anwendung gebracht, lächerlich werden zu sehen, denn giebt es für einen Mann wie Sie etwas Lächerlicheres als die Schmach, von einem Mädchen überwunden zu werden, die keine Waffen, keine Vertheidigung, keine Kenntnisse hat als . . . ihre Liebe? Mit einem Worte, ich

halte Sie von heute an für einen unversöhnlichen und gefährlichen Feind, denn ich sehe deutlich Ihren Zweck, wenn ich auch nicht errathe, durch welche Mittel Sie ihn erreichen wollen. Ohne Zweifel werden diese Mittel der Vergangenheit würdig sein; aber trotz dem fürchte ich Sie nicht... Schon morgen wird meine Familie von Allem unterrichtet sein und ein thätiges, verständiges, entschlossenes Zusammenwirken wird uns schützen, denn es handelt sich ohne Zweifel um die unermeßliche Erbschaft, die man schon einmal uns beinahe entrissen hat. Welche Verbindung kann nun zwischen den Klagen, die ich gegen Sie habe und dem Geldsacke bestehen, den man im Auge hat? Das weiß ich nicht, aber Sie selbst haben mir gesagt, daß meine Feinde so gefährlich gewandt sind und daß ihre List immer so versteckt ist, daß man Alles erwarten, auf Alles gefaßt sein muß ... Ich werde mich der erhaltenen Lehre erinnern... Ich hatte Ihnen Freimuth versprochen und — ich denke freimüthig gesprochen zu haben."

„Er wäre wenigstens unklug, dieser Freimuth ... wenn ich Ihr Feind wäre," sagte der noch immer ruhige Rodin ... „Aber Sie haben mir auch einen Rath versprochen, werthes Fräulein ..."

„Der Rath wird kurz sein... Versuchen Sie es nicht, gegen mich zu kämpfen, weil ein Weib, das sein Glück vertheidiget, stärker ist, als Sie und die Ihrigen."

Adrienne sprach diese letzten Worte mit so vollständigem Vertrauen, aus ihren schönen Augen strahlte, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein so muthvolles Glück, daß Rodin trotz seiner phlegmatischen Kühnheit einen Augenblick erschrak.

Entmuthiget aber schien er keineswegs zu sein, denn nach einer kurzen Pause setzte er mit einem fast verächtlichen Mißtrauen hinzu:

„Mein werthes Fräulein, wir werden einander wahrscheinlich nicht wieder sehen, ... erinnern Sie sich nur des Einen, was ich Ihnen wiederhole, ich rechtfertige mich niemals, das übernimmt die Zukunft . . . Ich bin also, mein werthes Fräulein, noch immer Ihr ganz ergebener Diener.“ Er verbeugte sich. „Herr Graf, ich empfehle mich Ihnen,“ setzte er hinzu, indem er sich noch tiefer vor dem Grafen von Montbron verbeugte, worauf er hinausschritt.

Kaum hatte sich Rodin entfernt, als Adrienne an ihr Schreibpult eilte, flüchtig einige Worte schrieb, das Briefchen siegelte und zu Herrn von Montbron sagte:

„Ich werde den Prinzen vor morgen nicht sehen, sowohl aus Herzensaberglauben, als weil es meine Pläne erfordern, daß diese Zusammenkunft etwas Feierliches habe... Sie sollen Alles erfahren; aber ich will ihm schreiben,

denn bei einem solchen Feinde, wie Rodin, muß man für alles sorgen."

„Sie haben Recht, liebes Kind; schnell diesen Brief..."

Adrienne gab ihm denselben.

„Ich sage ihm darin genug, um seinen Schmerz zu beruhigen, und doch nicht genug, um mir das Glück der Ueberraschung zu nehmen, das ich mir auf morgen vorbehalte."

„Alles dies ist ganz verständig und edel; ich eile zu dem Prinzen, um ihm Ihr Briefchen zu übergeben... Ich werde ihn nicht sehen, da ich meiner vielleicht nicht Herr wäre. Bei der Spazierfahrt aber, und dem Schauspiele heute Abend bleibt es ..."

„Allerdings, es ist mir mehr als je Bedürfniß, mich bis morgen zu betäuben; die freie Luft wird mir, ich fühle es, wohlthun, denn dieses Gespräch mit Rodin hat mich etwas aufgeregt."

„Der alte Schurke! Aber ... wir werden später wieder davon sprechen... Ich eile zu dem Prinzen und komme mit Frau von Morinval zurück, um Sie nach den elysäischen Feldern abzuholen."

Der Graf von Montbron ging schnell hinaus, eben so heiter und vergnügt, als er traurig und trostlos erschienen war.

Sechstes Kapitel.

Die elysäischen Felder.

Es waren seit der Unterredung zwischen Fräulein von Cardoville und Rodin ungefähr zwei Stunden vergangen; zahlreiche Spaziergänger, welche durch den schönen Frühlingsabend (der Monat März nahete seinem Ende) in die elysäischen Felder gelockt worden waren, standen da, um eine herrliche Equipage zu betrachten.

Man denke sich eine blaue Calesche mit weißem Gestelle, das ebenfalls hier und da Blau zeigte, und vier prächtige goldbraune Vollblutpferde mit schwarzen Mähnen und von Silber blinkendem Geschirr, die von zwei kleinen Postillonen von völlig gleicher Größe in schwarzer Sammetmütze, hellblauen Casimirjäckchen mit weißem Kragen, ledernen Beinkleidern und Stolpenstiefeln geleitet wurden, während zwei gepuderte Diener in ebenfalls hellblauer Livrée mit weißen Kragen und Aufschlägen auf dem Rücksitze saßen.

Man konnte nichts Schöneres sehen. Die kräftigen, feurigen Vollblutpferde, welche durch die Postillons geschickt geleitet wurden, gingen in merkwürdig gleichem Schritt, in anmuthigem Takt, bedeckten das Gebiß mit weißem Schaum und schüttelten von Zeit zu Zeit ihre Cocarden von blauer und weißer Seide mit flatterndem Band, in deren Mitte sich eine schöne Rose befand.

Ein elegant aber einfach gekleideter Herr, der auf der andern Seite der Allee ritt, betrachtete die Equipage, die er, so zu sagen, geschaffen hatte, mit stolzer Zufriedenheit. Dieser Mann war Herr von Bonneville, der Stallmeister Adriennes, wie Herr von Montbron sagte, denn die Equipage war die des Fräuleins.

Man hatte den Plan für den Tag etwas umgeändert.

Herr von Montbron hatte Dschalma das Briefchen von Fräulein von Cardoville nicht übergeben können, da sich der Prinz schon früh mit dem Marschall Simon, wie Faringhea sagte, auf das Land begeben hatte, aber er sollte Abends zurückkommen und der Brief ihm bei seiner Ankunft übergeben werden.

Adrienne, die über Dschalma völlig beruhigt war, da sie wußte, daß er einige Zeilen finden würde, die ihm sein Glück ahnen ließen, wenn auch nicht bestimmt verkündigten, hatte sich auf den Rath Montbrons in ihrem eigenen Wagen auf die Promenade begeben, um vor den Augen der Welt zu zeigen, daß sie trotz den böswilligen, von der Fürstin von Saint-Dizier ausgestreuten Gerüchten fest entschlossen sei, ihren Entschluß, allein zu leben, nicht zu ändern.

Adrienne trug einen kleinen weißen Hut mit Blondenhalbschleier, der ihr blühendes Gesicht und ihr goldfarbiges Haar umfaßte; ihr hohes Kleid von granatfarbigem Sam-

met verschwand fast unter einem großen grünen Caschemir-shawl. Die junge Marquise von Morinval, die ebenfalls sehr hübsch und sehr elegant war, saß zu ihrer Rechten, und Herr von Montbron vor den beiden Damen auf dem Vordersitz.

Wer die Pariser Welt oder vielmehr jenen unbemerklichen Theil der Pariser Welt kennt, welcher eine oder zwei Stunden an jedem schönen Tage sich in die elysäischen Felder begiebt, um zu sehen und gesehen zu werden, wird einsehen, daß die Anwesenheit des Fräulein von Cardoville bei dieser glänzenden Promenade ein außerordentliches Ereigniß, etwas Unerhörtes sein mußte.

Die sogenannte Welt konnte ihren Augen nicht glauben, als sie das achtzehnjährige Mädchen, das Millionen besaß und dem höchsten Adel angehörte, gleichsam vor Aller Augen, indem sie sich in ihrem Wagen zeigte, darthuen sah, sie lebe wirklich ganz frei und unabhängig, ganz gegen das Herkommen und die sogenannte Schicklichkeit. Man hielt diese Art von Emancipation für etwas Monströses, und wunderte sich fast darüber, daß die wundervolle und anmuthige Haltung des Mädchens die durch die Fürstin von Saint-Dizier und deren Freunde über die Geisteskrankheit ihrer Nichte verbreiteten Verläumdungen Lügen strafte.

Mehrere Stutzer benutzten ihre Bekanntschaft mit der Marquise von Morinval und dem Grafen von Montbron,

kamen heran, um sie zu grüßen, und ritten einige Augenblicke im Schritt neben dem Wagen, um Gelegenheit zu haben, Fräulein von Cardoville zu sehen, zu bewundern und vielleicht sprechen zu hören. Auch erfüllte diese alle Wünsche, indem sie mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und ihrem gewöhnlichen Geiste sprach. Die Ueberraschung und die Begeisterung erreichten da den höchsten Grad; was man anfangs fast unsinnige Wunderlichkeit genannt hatte, wurde reizende Originalität, und es kam nur auf Fräulein von Cardoville an, sofort für die Königin der Mode und der Eleganz erklärt zu werden.

Adrienne erkannte recht wohl den Eindruck, den sie machte; sie freute sich darüber und war stolz darauf — Dschalmas wegen, und wenn sie diesen mit den Modeherren verglich, steigerte sich ihr Glück noch mehr, denn diese jungen Herren, von denen die meisten Paris nie verlassen, oder sich höchstens bis Neapel oder bis Baden gewagt hatten, kamen ihr sehr blaß neben Dschalma vor, der in seinem Alter schon kraftvoll, im blutigen Kriege siegreich befehliget und gekämpft hatte, und dessen Ruf von Muth und heldenmüthigem Edelsinn von den Reisenden mit Bewunderung gepriesen und tief aus Indien bis nach Paris gedrungen war. Und konnten sich selbst die schönsten Elegants mit ihren kleinen Hüten und engen Röcken und großen Cravatten mit dem indischen Fürsten vergleichen, dessen

anmuthige und männliche Schönheit durch die zugleich reiche und malerische Tracht noch mehr hervorgehoben wurde?

Alles also war an diesem Tage Glück, Friede und Liebe für Adrienne. Die Sonne, die an einem herrlich klaren Himmel unterging, übergoß die Promenade mit ihren goldenen Strahlen; die Wagen bewegten sich nach allen Richtungen, die Pferde der Reiter flogen pfeilschnell vorüber; ein leichter Wind bewegte die Tücher der Damen und die Federn auf den Hüten, überall war Bewegung, Leben und Lust.

Adrienne unterhielt sich von ihrem Wagen aus damit, daß sie diesen glänzenden Wirbel des ganzen Pariser Luxus betrachtete; aber im Gedanken sah sie in diesem glänzenden Chaos immer das melancholische und milde Gesicht Dschalmas, als etwas auf ihre Knie fiel . . . Sie erschrack.

Es war ein Sträußchen ziemlich verwelkter Veilchen.

In demselben Augenblicke hörte sie eine Kinderstimme, die hinter dem Wagen sprach:

„Um Gotteswillen, meine gute Dame, einen Sous!“

Adrienne drehete sich um und erblickte ein armes, kleines, bleiches Mädchen mit traurigem Gesicht, das kaum mit Lumpen bekleidet war, und die Hand nach ihr ausstreckte, indem es die Augen bittend zu ihr aufschlug.

Obgleich dieser so grelle Contrast der größten Armuth mitten im größten Luxus so gewöhnlich war, daß er nichts

Auffallendes mehr hatte, so wurde Adrienne doch doppelt davon ergriffen, denn sie dachte an Höckchen, die vielleicht jetzt auch der schrecklichsten Armuth ausgesetzt war.

„Nein, dieser Tag soll wenigstens nicht für mich allein ein Tag hohen Glückes sein," dachte sie bei sich. Sie bückte sich ein wenig aus dem Wagen und fragte das kleine Mädchen:

„Hast Du noch eine Mutter, mein Kind?"

„Nein, Madame, ich habe keine Mutter und keinen Vater."

„Und wer sorgt für Dich?"

„Niemand, Madame . . . Ich muß Sträußchen verkaufen und Geld nach Hause bringen . . . Sonst schlägt man mich."

„Arme Kleine!"

„Einen Sous, meine gute Dame, — einen Sous um der Liebe Gottes willen!" fuhr das Kind fort, indem es immer an dem langsam fahrenden Wagen hinlief.

„Lieber Graf," sagte Adrienne lächelnd zu Montbron, „es ist leider nicht Ihre erste Entführung, bücken sie sich ein wenig aus dem Wagen hinaus, reichen Sie dem Kinde Ihre beiden Hände und heben Sie es schnell herein. Wir verbergen es rasch zwischen der Frau von Morinval und mir, und verlassen die Promenade, ohne daß Jemand diesen kühnen Raub bemerkt."

„Wie?" entgegnete der Graf überrascht, „Sie wollen.."

„Ja . . ich bitte Sie darum."

„Welche Thorheit!"

„Gestern noch hätten Sie diesen Einfall vielleicht eine Thorheit nennen können, aber heute" und Adrienne betonte dieses Wort, indem sie Montbron ansah, „heute müssen Sie einsehen, daß es fast eine Pflicht ist."

„Ja, ich verstehe Ihr edeles Herz," antwortete der Graf bewegt, während Frau von Morinval, welche von der Liebe Adriennes zu Dschalma nichts wußte, den Grafen und das Fräulein eben so verwundert als neugierig ansah.

Montbron bog sich aus dem Wagen hinaus, hielt dem Kinde seine beiden Hände hin, und sagte zu ihm:

„Gieb mir Deine Händchen, Kleine."

Das Kind gehorchte unwillkührlich, wenn auch erstaunt, und streckte die beiden Aermchen aus; der Graf faßte sie an den Händen und hob sie sehr geschickt und um so leichter herein, da der Wagen sehr niedrig war und wie erwähnt, langsam fuhr.

Das mehr verwunderte als erschrockene Kind sagte kein Wort. Adrienne und die Frau von Morinval machten Platz, man schob das kleine Mädchen zwischen sie, und es verschwand alsbald unter den Shawls der beiden jungen Damen.

Alles dies geschah so schnell, daß die Entführung kaum

von einigen Personen bemerkt wurde, welche in den Nebenalleen gingen.

„Nun, lieber Graf," sagte Adrienne freudestrahlend, „wollen wir uns mit unserer Beute schnell flüchten."

Montbron erhob sich halb und sagte zu den Postillons: „Nach Hause!"

Die vier Pferde setzten sich gleichzeitig in raschen gleichen Trab.

„Nun, glaube ich, ist dieser Tag des Glückes geweiht und mein Luxus entschuldigt," dachte Adrienne; „bis ich das arme Höckchen wieder finde, nach der ich von heute an tausend Nachforschungen anstellen werde, soll ihr Platz wenigstens nicht leer bleiben."

In dem Augenblicke als dieser gute Gedanke an Höckchen Adriennen in den Sinn kam, sammelte sich eine große Volksmenge in einer Nebenallee.

„Sehen Sie doch, Oheim," sagte die Frau von Morinval, „wie dort die Leute zusammen laufen! Was kann es geben? Wenn wir den Wagen anhalten ließen und Jemanden hinschickten?"

„Liebe Nichte, es thut mir leid, aber Deine Neugierde kann nicht befriediget werden," antwortete der Graf, indem er nach der Uhr sah; „es ist beinahe sechs Uhr; um acht Uhr beginnt die Vorstellung mit den wilden Thieren; wir haben eben nur noch Zeit zurückzufahren und zu essen."

„Meinen Sie nicht, liebes Kind?“ fragte er Adriennen.

„Sind Sie auch der Meinung, Julie?“ fragte Fräulein von Cardoville die Marquise.

„Allerdings,“ antwortete die junge Frau.

„Ich werde Ihnen um so dankbarer sein, wenn Sie keinen Aufenthalt verursachen,“ fuhr der Graf fort, „als ich, nachdem ich Sie an die Porte St. Martin begleitet habe, eine halbe Stunde in den Clubb gehen muß, um für Lord Campbell zu stimmen, den ich vorgeschlagen habe.“

„Wir werden also allein in dem Schauspiel bleiben, Onkel?“

„In jedem Falle begleitet Dich Dein Mann.“

„Sie haben Recht, Oheim; aber verlassen Sie uns nicht zu lange.“

„Ihr könnt darauf rechnen, denn ich bin ebenfalls neugierig, die schrecklichen Thiere und den berühmten Morok, den unvergleichlichen Thierbändiger, zu sehen.“

Einige Minuten nachher hatte der Wagen des Fräulein von Cardoville die elysäischen Felder verlassen und fuhr mit dem kleinen Mädchen nach der Straße Anjou zu.

In dem Augenblicke als die glänzende Equipage verschwand, hatte der Volkszusammenlauf sich noch vergrößert; eine dichtgedrängte Menge stand um einen großen Baum und man hörte hier und da Aeußerungen des Bedauerns.

Ein Spaziergänger trat zu einem jungen Mann, der in den letzten Reihen des Volksknäuls stand, und fragte:

„Was giebt es denn?"

„Ein armes verwachsenes Mädchen soll vor Hunger umgefallen sein."

„Eine Verwachsene? Verwachsene giebt es noch immer genug," sagte der Mann mit rohem Lachen.

„Verwachsen oder nicht, wenn sie verhungert," antwortete der junge Mann, der seinen Unwillen kaum mäßigen konnte, „so ist das immer sehr traurig, und ich finde da nichts zu lachen."

„Verhungern?" fiel der Spaziergänger achselzuckend ein. „Nur das schlechte Volk, das nicht arbeiten will, verhungert und das mit Recht."

„Eine Todesart giebt es allerdings, an der Sie gewiß nicht sterben," sprach der junge Mann in größtem Unwillen über die Unempfindlichkeit des andern.

„Was meinen Sie?" fragte der Spaziergänger hochmüthig.

„Nun, .. das Herz bricht Ihnen gewiß niemals."

„Herr!" fuhr der Spaziergänger zornig auf.

„Nun?" entgegnete der junge Mann, indem er dem Andern ins Gesicht sah.

„Nichts ..," sagte der Spaziergänger, der sich um-

drehete und vor sich hin brummend zu einem orangenfarbenen Cabriolet ging, auf dem man ein großes Wappenschild mit einer Baronskrone sah.

Ein lächerlich mit Gold auf Grün betreßter Diener mit Kniebändern, welche auf die Waden herabhingen, stand neben dem Pferde und sah seinen Herrn nicht.

„Du träumst wohl, Esel?“ rief ihn sein Herr an, indem er ihn mit seinem Stocke stieß.

Der Diener drehete sich verlegen um.

„Herr, ich ..“

„Kannst Du, Esel, niemals Herr Baron sagen?“ fuhr ihn sein Herr zornig an. „Rasch, mach' den Schlag auf!“

Der Mann war Tripeaud, Industrie-Baron und Börsenspieler.

Die arme Verwachsene war Höckchen, die wirklich vor Hunger und Noth umgefallen war, als sie sich zu dem Fräulein von Cardoville begeben wollte.

Die Unglückliche hatte den Muth gefunden, der Schande und dem grausamen Spott zu trotzen, den sie fürchtete, wenn sie in das Haus zurückkehrte, aus dem sie sich freiwillig entfernt hatte .. Diesmal handelte es sich aber nicht um sie, sondern um ihre Schwester Cephyse, die Lärmkönigin, die seit dem Tage vorher nach Paris zurückgekehrt

war und die Höckchen durch Adrienne dem schrecklichsten Schicksale entreißen wollte.

— — — — — — — — — — —

Zwei Stunden nach diesen verschiedenen Ereignissen drängte sich eine ungeheuere Menschenmenge an den Zugängen des Theaters der Porte Saint Martin, um den Vorstellungen Moroks beizuwohnen, der einen Kampf mit dem berühmten schwarzen javanischen Panther „der Tod" aufführen wollte.

Bald stiegen Adrienne, Herr und Frau von Morinval vor dem Theater aus dem Wagen .. Der Graf von Montbron wollte aus dem Clubb zu ihnen kommen.

Siebentes Kapitel.

Hinter dem Vorhange.

Der große Saal des Theaters der Porte Saint Martin war von einer ungeduldigen Zuschauermenge gefüllt.

Ganz Paris, wie Herr von Montbron zu Fräulein von Cardoville gesagt hatte, drängte sich mit brennender Neugierde zu den Vorstellungen Moroks .. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit frommen Spielereien aufgegeben, den er so gewinn=

bringend in dem „weißen Falken" bei Leipzig betrieben hatte. Auch die großen Schildereien waren verschwunden, auf denen man die überraschenden Wirkungen der plötzlichen Bekehrung Moroks grell dargestellt sah .. Diese altmodischen Lockmittel paßten nicht für Paris.

Morok kleidete sich in einer der Schauspielerlogen an, die man ihm gegeben hatte. Ueber seinem Panzerhemd, seinen Arm- und Beinschienen trug er weite rothe Beinkleider, die durch vergoldete Kupferreife an den Knöcheln zusammengehalten wurden. Sein langes Gewand von schwarz, roth und gold broschirtem Zeuge war um seine Taille und an den Handgelenken durch andere breitere Metallreifen festgehalten. Dieser grausige Anzug gab dem unheimlichen Gesichte des Thierbändigers ein noch schauerlicheres Aussehen. Sein dichter gelblicher Bart fiel auf die Brust herab und er wickelte gravitätisch ein langes weißes Muslinstück um seine rothe Mütze. Morok, der in Deutschland ein frommer Prophet, in Paris ein Comödiant war, wußte sich gleich seinen Gönnern überall in die Umstände zu fügen.

In einer Ecke der Loge saß Jacob Rennepont, Ohnehemd genannt, und betrachtete ihn mit dummer Bewunderung. Seit dem Tage, als die Fabrik Hardys durch das Feuer zerstört worden war, hatte Jacob Morok nicht mehr verlassen und jede Nacht in Orgien verbracht, deren verderblichen Folgen die Eisennatur Moroks trotzte.

Die Züge Jacobs dagegen begannen sich bedeutend zu verändern; seine eingefallenen Wangen, seine Bläße, sein bald stumpfer, bald in düsterm Feuer glühender Blick verrieth die Verwüstungen der Ausschweifung; ein gewisses bitteres, höhnisches Lachen spielte fast fortwährend um seine ausgetrockneten Lippen. Sein sonst so heller, lebhafter Verstand kämpfte seit Kurzem gegen die schwere Stumpfheit einer fast ununterbrochenen Trunkenheit. Jacob, der der Arbeit entwöhnt war, grobe Genüsse nicht mehr entbehren konnte und im Weine den Rest von Redlichkeit zu ersticken suchte, der sich in ihm sträubte, war so weit gekommen, daß er ohne Schaam das reichliche Almosen verthierender Genüsse annahm, welche Morok ihm gab, der die bedeutenden Kosten ihrer Schwelgereien bezahlte, ihm aber nie selbst Geld gab, um ihn immer von sich abhängig zu erhalten.

Nachdem er Morok eine Zeitlang verblüfft angesehen hatte, sagte Jacob zu ihm:

„Das muß wahr sein, Du hast ein prächtiges Gewerbe — (sie duzten einander). Du kannst Dich rühmen, daß es nicht zwei Männer gleich Dir in der Welt giebt, und . . das ist schmeichelhaft. Es ist Schade, daß Du Dich nicht auf dieses schöne Gewerbe beschränkst.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Nun, die Verschwörung, auf deren Kosten Du mich alle Tage und alle Nächte freihältst?“

„Es wird warm, aber die rechte Zeit ist noch nicht gekommen; deshalb will ich Dich auch immer bis zu dem großen Tage bei mir haben .. Beklagst Du Dich?“

„Weiß' Gott, nicht,“ sagte Jacob. „Was sollte ich thun? Wenn ich auch arbeiten wollte, so bin ich durch den Branntwein so ausgebrannt, daß ich keine Kraft mehr dazu habe .. Ich habe keinen Marmorkopf und Eisenkörper wie Du .. Aber mich im Pulverrauche betrunken zu machen, das gefällt mir; ich tauge auch nur noch dazu; auch hindert es mich am Denken ..“

„Woran?“

„Du weißt es schon, daß, wenn ich einmal denke, ich nur an Eins denke,“ sagte Jacob düster.

„Immer noch an die Lärmkönigin?“ fragte Morok verächtlich.

„Immer, .. ein wenig .. Wenn ich gar nicht mehr an sie denke, dann bin ich todt .. oder ganz stumpf geworden .. Teufel!“

„Du hast Dich nie besser befunden, hast nie mehr Geist gehabt .. Einfaltspinsel!“ antwortete Morok, indem er seinen Turban befestigte.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Goliath trat eilig in die Loge.

Die riesenhafte Gestalt dieses Hercules war noch breiter geworden .. Er war als Alcides gekleidet und seine ungeheuern Glieder, an denen daumendicke Adern hinliefen, schwollen unter der engen fleischfarbigen Kleidung auf, von welcher die kurzen rothen Beinkleider grell abstachen.

„Was giebt's, daß Du wie ein Sturmwind hereinfährst?“ sagte Morok zu ihm.

„Nun .. im Theater tobt ein ganz anderer Sturm .. Sie fangen an, ungeduldig zu werden und schreien wie Besessene; aber wenn es nur das wäre ..“

„Nun, was noch?“

„Der Tod wird heute Abend nicht spielen können.“

Morok drehete sich rasch, fast ängstlich um und fragte:

„Warum nicht?“

„Ich habe ihn gesehen; er hat sich in dem Käfige ganz hinten niedergedrückt und seine Ohren liegen so dicht am Kopfe an, daß man gar nichts davon sieht, als wären sie ihm abgeschnitten. Sie wissen, was das zu bedeuten hat ..“

„Das ist Alles?“ fragte Morok, indem er sich nach dem Spiegel umdrehete, um seine Toilette zu vollenden.

„Es ist genug, weil er einen seiner Anfälle von Wuth hat. Ich habe ihn seit der Nacht, in welcher er das alte Pferd in Deutschland zerriß, nicht so wild gesehen. Die Augen funkeln wie ein paar Lichter.“

„Nun, so legt man ihm seine schöne Krause um,“ sagte Morok einfach.

„Seine schöne Krause?“

„Ja, sein Federhalsband.“

„Und ich werde Ihnen als Kammermädchen helfen müssen,“ sagte der Riese; „eine schöne Toilette das..“

„Schweig!“

„Es ist noch nicht Alles,“ fuhr Goliath verlegen fort.

„Was noch?“

„Ich werde es Ihnen sogleich sagen..“

„Wirst Du reden?“

„Nun .. er ist da.“

„Wer, Esel?“

„Der Engländer.“

Morok zuckte zusammen und seine Arme fielen ihm schlaff herab.

Jacob erschrak über die Blässe und Verzerrung der Züge Moroks.

„Der Engländer? Hast Du ihn gesehen?“ fragte der Thierbändiger Goliath. „Weißt Du es gewiß?“

„Ganz gewiß. Ich sah durch das Loch im Vorhange und erblickte ihn in einer kleinen Loge fast auf der Bühne; er will es in der Nähe sehen .. Er ist leicht an der spitzen Stirn, an der großen Nase und an seinen runden Augen zu erkennen.“

Morok erschrak nochmals.

Dieser meist so ruhigkalte Mann schien immer verlegener und ängstlicher zu werden, so daß Jacob zu ihm sagte:

„Was ist's denn mit dem Engländer?"

„Von Straßburg an, wo er mich traf, folgt er mir," antwortete Morok, ohne seine Bestürzung bergen zu können; „er macht nur kurze Tagereisen, wie ich, und bleibt, wo ich bleibe, um keine meiner Vorstellungen zu versäumen. Zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlassen, und ich glaubte von ihm befreit zu sein," setzte Morok seufzend hinzu.

„Befreit? Wie Du das aussprichst!" fiel Jacob verwundert ein. „Ein so guter Kunde, ein solcher Bewunderer!"

„Ja," sagte Morok immer düsterer und verlegener, „der Elende hat eine ungeheuere Summe gewettet, daß ich bei einer meiner Vorstellungen in seiner Gegenwart zerrissen werden würde, und er hofft seine Wette zu gewinnen .. Deshalb verläßt er mich nicht."

Ohnehemd fand den Einfall des Engländers so spaßhaft seltsam, daß er seit langer Zeit zum erstenmale wieder laut auflachte.

Morok wurde bleich vor Wuth und trat so drohend zu ihm, daß Goliath einschreiten mußte.

„Na, na,“ sagte Jacob, „werde nur nicht böse . . Da es ernsthaft ist, so will ich nicht mehr lachen.“

Morok beruhigte sich und sagte in dumpfem Tone zu Ohnehemd:

„Hältst Du mich für feig?“

„Bei Gott, nein.“

„Nun, dieser Engländer mit dem grotesken Gesichte erschreckt mich mehr als mein Tiger und mein Panther.“

„Du sagst es und ich glaube es,“ antwortete Jacob, „aber ich begreife nicht, wie die Anwesenheit dieses Mannes Dich erschrecken kann.“

„Und denke doch,“ sprach Morok, „daß ich unaufhörlich die geringste Bewegung des wilden Thieres beobachten muß, das ich durch meine Geberde und meinen Blick bändige, und daß für mich das Bewußtsein schrecklich ist, zwei Augen heften sich fortwährend auf mich und warten, bis die geringste Unachtsamkeit mich dem Rachen der Bestie überliefert.“

„Jetzt verstehe ich,“ entgegnete Jacob, und er zitterte nun auch; „da muß man sich fürchten.“

„Ja, ist dieser unselige Engländer einmal da, so brauche ich ihn gar nicht anzusehen, er steht immer mit seinen großen, runden, stieren Augen vor mir . . Mein Tiger Kain hat mir schon einmal beinahe den Arm zerrissen während einer solchen Zerstreuung, an der der Engländer

Schuld war, den der Teufel holen mag. Donner und Blut!“ rief Morok aus; „er wird noch mein Unglück werden.“

Und Morok ging unruhig in der Loge auf und ab.

„Ungerechnet, daß „Tod“ heute Abend die Ohren platt an den Schädel drückt,“ fiel Goliath plump ein. „Wenn Sie darauf bestehen, so wird der Engländer heute Abend seine Wette gewinnen, das sage ich.“

„Pack' Dich fort und mach' mir den Kopf nicht wirr mit Deinen Vorhersagungen,“ rief Morok aus .. „Mach' das Halsband des Panthers zurecht.“

„Nun, Jeder nach Belieben... Sie wollen, daß der Panther Sie koste,“ sagte der Riese, indem er nach diesem Scherze schwerfällig hinausging.

„Warum sagst Du nicht, der Panther sei krank, da Du ängstlich bist?“ bemerkte Ohnehemd.

Morok zuckte die Achseln und antwortete in großer Aufregung:

„Hast Du von der gierigen Lust des Spielers gehört, der seine Ehre und sein Leben auf eine Karte setzt? Nun .. ich finde bei diesen täglichen Uebungen, bei welchen mein Leben auf dem Spiele steht, auch eine wilde Lust, dem Tode vor einer bebenden, über meine Kühnheit erschrockenen Menge zu trotzen. Ja, sogar in dem Schrecken, den mir dieser Engländer einflößt, finde ich bisweilen ich weiß

nicht welche schreckliche Aufregung, die ich verabscheue und die ich doch ertrage.''

Der Regisseur, der in die Loge des Thierbändigers trat, unterbrach ihn.

,,Kann der Beginn angezeigt werden, Herr Morok?'' fragte er. ,,Die Ouverture wird nur zehn Minuten dauern.''

,,Thun Sie es,'' antwortete Morok.

,,Der Polizeicommissair hat von neuem die doppelte Kette des Panthers und die Angel untersuchen lassen, die am Fußboden der Bühne im Hintergrunde der Höhle angeschraubt ist,'' setzte der Regisseur hinzu, ,,und man fand Alles von vollkommen beruhigender Festigkeit.''

,,Ja . . beruhigend . . außer für mich,'' murmelte der Thierbändiger.

,,Also . . das Zeichen kann gegeben werden, Herr Morok?''

,,Man kann das Zeichen geben,'' antwortete Morok.

Der Regisseur entfernte sich wieder.

Achtes Kapitel.

Der Aufgang des Vorhangs.

Die drei herkömmlichen Schläge erschallten feierlich hinter dem Vorhange, und die Ouverture begann, fand aber, wie nicht geleugnet werden kann, nur geringe Aufmerksamkeit.

Das Theater gewährte einen höchst lebensvollen Anblick. Alle Plätze waren besetzt bis auf zwei Prosceniumslogen im ersten Range, die zur rechten und jene zur linken Seite.

In den Logen befanden sich sehr viele elegante Damen, die, wie immer, durch die Seltsamkeit des Schauspiels angelockt worden waren. Im Parterre sah man die meisten jungen Herren, welche am Vormittage ihre Pferde in den elysäischen Feldern getummelt hatten.

Einige Worte, die von einem Platze zum andern gewechselt wurden, werden eine Vorstellung von ihrer Unterhaltung geben.

„Wissen Sie, daß das Haus nicht so gefüllt war, als „Athalie" aufgeführt wurde?"

„Allerdings. Was ist aber auch das Gewinsel eines Schauspielers gegen das Brüllen des Löwen?"

„Ich begreife nicht, wie man diesem Morok erlauben kann, seinen Panther in einem Winkel der Bühne durch

eine Kette an einem eisernen Ringe zu befestigen? Wenn nun die Kette reißt?"

„Bei der zerrissenen Kette fällt mir ein, . . die kleine Frau von Blinville ist keine Tigerin. Sehen Sie sie dort im zweiten Rang?"

„Nun, es bekommt ihr recht gut, die eheliche Kette zerrissen zu haben . . Sie sieht diesmal sehr gut aus."

„Ah, dort die schöne Herzogin von St. Prix . . Man sieht heute Abend die ganze elegante Welt . ."

„Das Haus sieht aus, wie das italienische Theater, . . wie festlich! wie fröhlich!"

„Nun, im Ganzen thut man wohl, daß man sich amusirt; vielleicht kann man es nicht lange mehr."

„Warum nicht?"

„Wenn nun die Cholera nach Paris kommt?"

„Ah, bah!"

„Glauben Sie an die Cholera?"

„Sie kommt vom Norden heranspazirt."

„Hol' sie der Teufel unterwegs, daß wir ihr grünliches Gesicht hier nicht sehen!"

„Sie soll in London sein."

„Glückliche Reise!"

„Ich spreche lieber von etwas Anderem, — es ist meinetwegen eine Schwäche, aber ich finde das trübselig."

„Das glaube ich wohl."

„Meine Herren . . ich irre mich nicht, . . nein . . sie ist es!“

„Wer?“

„Fräulein von Cardoville . . Sie tritt eben in die Prosceniumsloge mit Morinval und dessen Frau. Es ist eine vollständige Auferstehung; diesen Morgen in den elysäischen Feldern, den Abend hier.“

„Es ist wahrhaftig wahr, es ist Fräulein von Cardoville.“

„Mein Gott, wie schön sie ist!“

„Leihen Sie mir Ihre Lorgnette.“

„Nun, was meinen Sie?“

„Entzückend . . blendend.“

„Und bei dieser Schönheit Geist wie ein Teufel, achtzehn Jahre, 300,000 Liv. Renten, vornehme Geburt . . und frei wie die Luft.“

„Ja, wer sagen könnte, morgen . . heute noch werde ich der Glückliche sein!“

„Man könnte den Verstand darüber verlieren.“

„Ihr Haus in der Straße Anjou soll etwas Feenhaftes sein; namentlich erwähnt man ein Badezimmer und das Schlafgemach, die der „Tausend und Einen Nacht“ würdig sein sollen.“

„Und frei wie die Luft! — Darauf komme ich immer wieder zurück.“

„Wenn ich an ihrer Stelle wäre!“

„Ich wäre entsetzlich leichtsinnig.“

„Meine Herren . . wie glücklich der Sterbliche, den sie zuerst liebt!“

„Glauben Sie, sie werde Mehrere lieben?“

„Da sie frei ist wie die Luft . .“

„Alle Logen sind besetzt bis auf die Prosceniumsloge jener des Fräuleins von Cardoville gegenüber. O die glücklichen Inhaber dieser Loge!“

„Haben Sie die Frau des englischen Gesandten gesehen?“

„Und die Fürstin von Alvimar? Welches riesenhafte Bouquet!“

„Ich möchte wohl den Namen dieses . . Bouquets kennen.“

„Nun . . Germigny.“

„Wie schmeichelhaft es für die Löwen und Tiger ist, so schöne Gesellschaft anzuziehen!“

„Bemerken Sie, wie alle eleganten Damen Fräulein von Cardoville mustern? . .“

„Sie macht Aufsehen . .“

Sie thut recht daran, sich zu zeigen; man wollte sie ja für verrückt ausgeben.“

„Ah, das gutmüthige . . das vortreffliche Gesicht!“

„Wo denn? Wo denn?“

„Da . . in der kleinen Loge unter dem Fräulein von Cardoville.“

„Ein wahrer Nußknacker!“

„Ein Mann von Holz.“

„Welche runden, stieren Augen!“

„Und diese Nase!“

„Und die Stirn!“

„Es ist grotesk.“

„Ruhe, der Vorhang geht auf!“

Der Vorhang wurde wirklich aufgezogen.

Zum Verständniß des Nachfolgenden sind einige erläuternde Worte nöthig.

Das Proscenium im Parterre, links von dem Zuschauer, war in zwei Logen getheilt. In der einen befanden sich mehrere von den jungen Herren bezeichnete Personen. Die andere, dem Theater nächste, hatte der Engländer inne, jener seltsame unheimliche Wetter, welcher Morok so viel Grauen einflößte.

Man müßte den phantastischen Geist Hoffmanns besitzen, wenn man dieses zugleich groteske und entsetzliche Gesicht schildern wollte, das man im Dunkel der Loge bemerkte.

Dieser Engländer war etwa funfzig Jahre alt und hatte eine völlig kahle, kegelförmig verlängerte Stirn. Unter dieser Stirn glänzten unter Brauen, die wie zwei Circum-

flere aussahen, zwei große grünliche, merkwürdig runde, stiere Augen, die sehr nahe an der scharfen, stark gebogenen Nase standen; das Nußknackerkinn verschwand halb in einer hohen dicken Cravatte von weißem Battist, die eben so steif gestärkt war, als der Hemdkragen mit abgerundeten Spitzen, der fast bis an das Ohrläppchen reichte. Die Farbe dieses außerordentlich hagern und knochigen Gesichts war stark roth, fast purpurroth, wodurch das funkelnde Grün der Augensterne und das Weiß des Augapfels noch mehr hervorgehoben wurde. Der sehr große Mund pfiff bald unmerklich eine schottische Tanzmelodie (immer dieselbe), bald zog er sich durch ein höhnisches Lachen leicht nach den Winkeln zu empor.

Der Engländer war übrigens mit größter Sorgfalt gekleidet; sein blauer Frack mit Metallknöpfen ließ seine Weste von Piké in eben so untadeliger Weiße wie die Cravatte sehen; zwei kostbare Rubine bildeten die Knöpfe seines Hemdes, und er legte auf den Logenrand zwei aristokratische Hände in den feinsten Glacéhandschuhen.

Wenn man den seltsamen und grausamen Wunsch kannte, der diesen Wetter zu allen diesen Vorstellungen führte, wurde sein Gesicht, statt ein spöttisches Lachen zu erregen, fast furchtbar, und man begriff, daß die beiden großen runden stieren Augen, die den Tod (und welchen gräßlichen Tod!) des Thierbändigers mit unersättlichem Vertrauen zu

erwarten schienen, Morok in gräßlicher Unruhe erhalten mußten.

Ueber der finstern Loge des Engländers und mit ihm einen lieblichen Contrast bildend befand sich in der Prosceniumsloge im ersten Rang Herr und Frau von Morinval mit Fräulein von Cardoville, welche letztere zunächst nach der Bühne zu saß. Sie erschien in einfachem Haarputz, trug ein himmelblaues Kleid von Crêpe de Chine mit einer Broche von ächten Perlen am Leibchen und sah so reizend aus. In der Hand hielt sie ein großes Bouquet der seltensten indischen Blumen, in welchem die Stephanotis und die Gardenia ihr mattes Weiß mit dem Purpur des Hibiscus und der Amaryllis von Java vermischten.

Die Frau von Morinval, die an der entgegengesetzten Seite der Loge saß, war ebenfalls geschmackvoll und einfach gekleidet. Herr von Morinval, ein sehr schöner eleganter blonder junger Mann, stand hinter den beiden Damen und sie erwarteten jeden Augenblick Herrn von Montbron.

Noch erinnern wir den Leser daran, daß rechts vom Zuschauer die Prosceniumsloge im ersten Rang, der Loge Adriennes gegenüber, bis jetzt völlig leer geblieben war.

Die Bühne stellte einen riesenhaften indischen Wald vor. Im Hintergrunde traten große exotische Bäume doldenförmig oder spitz von zackigen steilen Felsenmassen vor, und ließen kaum einige Stellen eines röthlichen Himmels

sehen. Jede Coulisse bildete ein von Felsen getheiltes Baumdickicht. Links vom Zuschauer und gerade unter der Loge Adriennes sah man die unregelmäßige Oeffnung einer dunkeln tiefen Höhle, die unter einem Haufen von Granitblöcken halb eingedrückt zu sein schien.

Diese großartig wilde, rauhe Landschaft war vortrefflich angeordnet, so daß die Illusion so vollständig als möglich wurde. Die hinunter gelassenen, mit einem purpurnen Reflector versehenen Rampenlichter warfen heiße, gleichsam verschleierte, Töne auf diese wilde Gegend, so daß der schauerliche Eindruck derselben noch gesteigert würde.

Adrienne, die sich etwas über die Loge hinausbog, suchte mit leicht gerötheten Wangen, glühendem Auge und klopfendem Herzen in diesem Bilde den einsamen Wald wieder zu erkennen, welcher in der Erzählung jenes Reisenden geschildert war, der erzählte, mit welcher edelherzigen Unerschrockenheit Dschalma sich auf eine wüthende Tigerin gestürzt hatte, um das Leben eines armen schwarzen Sclaven zu retten, der sich in eine Höhle geflüchtet hatte.

Und der Zufall unterstützte wirklich die Erinnerung des Mädchens vortrefflich. Auch gab sie sich der Betrachtung dieser Landschaft und den Gedanken, welche dieselbe in ihr erweckte, so ganz hin, daß sie gar nicht an das dachte, was in dem Saale vorging.

Gleichwohl kam etwas ziemlich Bemerkenswürdiges in

der bisher leer gebliebenen Prosceniumsloge, Adrienne gegenüber, vor.

Die Thüre dieser Loge hatte sich geöffnet.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit dunkelbrauner Farbe, war eingetreten. Er war nach indischer Sitte in ein langes Gewand von orange Seide gekleidet, welches um die Taille durch einen grünen Gürtel zusammen gehalten wurde, und trug einen weißen Turban. Nachdem er zwei Stühle vorn an die Loge gestellt und sich einen Augenblick im Hause umgesehen hatte, zuckte er zusammen und seine schwarzen Augen blitzten.

Dieser Mann war Faringhea und seine Erscheinung erregte in der Versammlung Neugierde und Ueberraschung. Die meisten Zuschauer hatten keineswegs wie Adrienne Gründe, sich ausschließlich durch die Betrachtung einer malerischen Decoration beschäftigen zu lassen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit steigerte sich, als man in die Loge, aus welcher sich Faringhea wieder entfernt hatte, einen jungen Mann von seltener Schönheit treten sah, der ebenfalls indisch gekleidet war und ein langes Gewand von weißem Caschemir mit weiten Aermeln so wie einen scharlachrothen, goldgestreiften Turban und einen eben solchen Gürtel trug, in welchem ein langer von Edelsteinen blitzender Dolch glänzte.

Dieser junge Mann war Dschalma.

Einen Augenblick blieb er an der Thüre stehen und blickte von da aus fast gleichgiltig in dem ungeheuern Saale umher, in welchem sich eine dichtgedrängte Menschenmenge befand; dann that er einige Schritte mit ruhiger anmuthsvoller Majestät und setzte sich auf einem der beiden Stühle nieder. Nach einigen Minuten drehete er sich nach der Thüre um und er schien sich zu wundern, daß eine Person nicht erschien, die er ohne Zweifel erwartete.

Endlich erschien dieselbe. Die Logenschließerin hatte ihr eben den Mantel abgenommen.

Diese Person war ein reizendes blondes Mädchen, glänzender als geschmackvoll in ein weißseidenes Kleid mit breiten kirschrothen Streifen gekleidet, das frech ausgeschnitten war und kurze Aermel hatte. Zwei dicke kirschrothe Bandschleifen an jeder Seite des blonden Haares faßten das hübscheste, schelmischeste, lebensvollste Gesichtchen ein.

Man hat in ihr schon Pomponröschen erkannt, die weiße lange, lächerlich mit Armbändern überladene Handschuhe trug, die zum Glück ihre schönen Arme nur halb verhüllten. In der Hand hielt sie ein ungeheueres Rosenbouquet.

Statt den ruhigen Gang Dschalmas nachzuahmen, trat Pomponröschen in die Loge, rückte geräuschvoll die Stühle und stand einen Augenblick da, ehe sie sich setzte, um ihr schönes Kleid zu zeigen. Ohne im mindesten durch die

glänzende Versammlung eingeschüchtert zu werden, machte sie eine kleine herausfordernde Bewegung, hielt Dschalma ihr Rosenbouquet hin und schien endlich das Gleichgewicht auf dem Stuhle zu finden.

Faringhea trat wieder ein, schloß die Logenthüre und setzte sich hinter dem Prinzen nieder.

Adrienne, welche noch immer gedankenvoll den indischen Wald betrachtete und mit ihren düstern Erinnerungen beschäftiget war, hatte auf die Neuankommenden nicht geachtet.

Da sie den Kopf ganz nach der Bühne zu wendete und Dschalma sie so nicht sehen konnte, hatte auch er Fräulein von Cardoville nicht bemerkt.

Neuntes Kapitel.

Der Panther.

Das Stück, in welches man den Kampf Moroks mit dem schwarzen Panther eingeflochten hatte, war so unbedeutend, daß die meisten Zuschauer ihm keine Aufmerksamkeit schenkten und ihre Theilnahme für die Scene aufsparten, in welcher der Thierbändiger erscheinen sollte.

Diese Gleichgiltigkeit des Publicums erklärt die Neu-

gierde, welche die Ankunft Faringheas und Dschalmas erregt hatte und die sich durch ein leises Geflüster und eine allgemeine Bewegung des Publicums kund gab.

Das niedliche hübsche Gesicht Pomponröschens, die noch immer reizend war, trotz ihrer seltsamen, auffallenden Kleidung, trotz ihrer für ein solches Theater hohen Ansprüche und ihr leichtfertiges, mehrmals vertrauliches Benehmen gegen den schönen Hindu, den sie begleitete, steigerte die Verwunderung noch, denn selbst in diesen Augenblicken hatte Pomponröschen, frech wie sie war, und in herausfordernder Koketterie, wie bereits erwähnt, ihr großes Rosenbouquet an das Gesicht Dschalmas gehalten, um ihn riechen zu lassen. Der Prinz aber blieb bei dem Anblicke der Landschaft, die ihn an seine Heimath erinnerte, einige Minuten träumerisch da sitzen, ohne auf das Mädchen zu achten, und wendete die Augen von der Bühne nicht ab. Da fing Pomponröschen an, mit ihrem Bouquet den Takt auf dem Rande der Loge zu schlagen, während das etwas zu deutliche Wiegen ihrer Achseln verrieth, daß die leidenschaftliche Tänzerin von mehr oder minder *stürmischen* Tanzgedanken befallen zu werden anfing, als sie die Concertmusik des Orchesters hörte.

Frau von Morinval hatte, da sie sich der Loge gerade gegenüber befand, in welcher Faringhea, Dschalma und Pomponröschen erschienen waren, die Ankunft dieser Per-

sonen und namentlich das kokette Wesen des Mädchens bemerkt, weshalb sie sich zu Adrienne bog, die noch immer in ihren Erinnerungen schwelgte, und lächelnd zu ihr sagte:

„Das Amusanteste ist nicht auf der Bühne ... Sehen Sie doch einmal gegenüber.“

„Gegenüber?“ wiederholte Adrienne mechanisch.

Und nachdem sie sich zu der Frau von Morinval verwundert umgedreht hatte, blickte sie in der angedeuteten Richtung hin.

Was sah sie? — Dschalma neben einem Mädchen, das ihn vertraulich an ihr Bouquet riechen ließ.

Adrienne wurde todtenbleich, denn sie fühlte sich tief, fast körperlich electrisch, im Herzen getroffen, und schloß instinctmäßig eine Secunde die Augen, um nicht zu sehen, wie man den Dolch abzuwenden sucht, der uns schon verwundet hat und nochmals droht.

Dann folgte dem Gefühle von fast materiellem Schmerze ein für ihre Liebe und ihren gerechten Stolz schrecklicher Gedanke.

„Dschalma ist hier mit diesem Mädchen . . und er hat meinen Brief erhalten,“ dachte sie bei sich, „meinen Brief, in welchem er das Glück lesen konnte, das ihn erwartete.“

Bei dem Gedanken an diese Beleidigung trat die Röthe der Schaam und des Unwillens an die Stelle der Bläffe

Adriennes, die, von der Wirklichkeit vernichtet, noch bei sich sprach:

„Rodin hatte mich nicht hintergangen.“

Die niederschmetternde Schnelligkeit der Gefühle, welche in der Zeit einer Minute quälen und tödten, läßt sich nicht beschreiben . . Adrienne war so von dem strahlendsten Glücke in einen Abgrund grausamer Schmerzen binnen einer Secunde gestürzt worden, denn es dauerte etwa eine Secunde, ehe sie der Frau von Morinval antwortete:

„Was giebt es so Merkwürdiges uns gegenüber, liebe Julie?“

Diese ausweichende Antwort gestattete Adriennen, ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Zum Glück hatten auch ihre langen Locken, die im Profil ihre Wangen fast ganz verdeckten, ihre Blässe und Röthe der Frau von Morinval verhüllt, die heiter entgegnete:

„Wie, liebe Adrienne, sehen Sie denn die Hindus nicht, die in die Loge getreten sind . . da uns gerade gegenüber?“

„Nun ja . . ich sehe sie,“ antwortete Adrienne mit fester Stimme.

„Und Sie finden sie nicht merkwürdig?“ fuhr die Marquise fort.

„Ueben Sie Nachsicht, meine Damen,“ fiel Morinval lächelnd ein, „mit den armen Fremden; sie kennen unsere

Sitten nicht, sonst würden sie nicht vor ganz Paris in so schlechter Gesellschaft erscheinen."

„Ihre Natürlichkeit," antwortete Adrienne mit bitterem Lächeln, „ist wirklich rührend. Man muß sie beklagen."

„Aber wie hübsch ist leider die Kleine mit dem ausgeschnittenen Kleide und den bloßen Armen," sagte die Marquise; „sie kann höchstens sechszehn bis siebzehn Jahre alt sein. Sehen Sie doch hin, Adrienne, es ist wirklich schade."

„Sie und Ihr Gemahl sind heute ganz besonders mitleidig gestimmt, liebe Julie," antwortete Adrienne; „man soll diese Hindus, ... man soll jenes Geschöpf beklagen.. Wen beklagen wir noch?"

„Den schönen Hindu mit dem rothen Turban wollen wir nicht beklagen," sagte der Marquis lächelnd; „denn wenn es noch lange dauert, küßt ihn die Kleine mit dem kirschrothen Bande. Sehen Sie nur, wie sie sich zu ihrem Sultan neigt."

„Sie sind sehr amusant," entgegnete die Marquise, welche die heitere Stimmung ihres Mannes theilte und Pomponröschen lorgnettirte. Nach einer Minute etwa fuhr sie, gegen Adrienne gewendet, fort:

„Etwas weiß ich gewiß, daß nämlich die Kleine in den Hindu wirklich verliebt ist .. Ich habe eben einen Blick bemerkt, der sehr viel sagte."

„Warum aber so viel Scharfsinn aufbieten, Julie?"

entgegnete Adrienne sanft. „Welches Interesse haben wir .. in dem Herzen des Mädchens zu lesen?“

„Wenn sie ihren Sultan liebt, so hat sie vollkommen Recht,“ sagte der Marquis seinerseits, der ebenfalls durch das Glas sah; „denn ich habe wirklich noch keinen so schönen Mann gesehen, als diesen Hindu; ich sehe ihn nur im Profil (aber dies ist fein und rein wie eine antike Camee). Finden Sie es nicht auch, Fräulein?“ setzte er gegen Adrienne hinzu; „natürlich erlaube ich mir nur eine einfache Kunstfrage an Sie zu richten.“

„Als Kunstgegenstand ist er allerdings sehr schön,“ antwortete Adrienne.

„Ach,“ fiel die Marquise ein, „die Kleine ist impertinent. Wie sie nach uns lorgnettirt!“

„Sehr schön,“ sagte der Marquis; „sie legt ohne Umstände die Hand auf die Achsel des Hindu, wahrscheinlich um ihn auf Sie aufmerksam zu machen, meine Damen.“

Dschalma, der bisher die Decoration betrachtet hatte, die ihn an sein Vaterland erinnerte, war wirklich bei allen Neckereien Pomponröschens gleichgiltig geblieben und hatte Adriennen noch nicht bemerkt.

„Ach, zum Beispiel,“ sagte Pomponröschen, indem sie sich hin und her bewegte und fortwährend Fräulein von Cardoville lorgnettirte — denn diese, nicht die Marquise, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt — „das ist etwas Hüb-

sches, — eine wirkliche Schöne mit rothem, allerdings schönem rothem Haar. Sehen Sie doch, schöner Prinz."

Und sie klopfte, wie erwähnt, Dschalma leicht auf die Achsel, der bei diesen Worten zusammenfuhr, den Kopf umdrehete und Fräulein von Cardoville jetzt erst bemerkte.

Obgleich man ihn auf dieses Zusammentreffen fast vorbereitet hatte, wurde der Prinz doch so ergriffen, daß er unwillkührlich aufstehen wollte; aber er fühlte da kräftig die Hand Faringheas auf seiner Schulter, der ihm rasch und leise in ihrer Muttersprache zurief:

„Muth! Morgen liegt jenes Weib zu Ihren Füßen."

Da Dschalma eine neue Bewegung machte, setzte der Mestize hinzu, um ihn zurückzuhalten:

„Eben ist sie aus Eifersucht bald blaß, bald roth geworden . . Keine Schwachheit, oder Alles ist verloren."

„Da reden Sie schon wieder in Ihrem abscheulichen Kauderwelsch," sagte Pomponröschen, indem sie sich nach Faringhea umdrehete. „Das ist erstens gar nicht artig und dann klingt die Sprache so sonderbar, daß man glauben könnte, Sie knackten Nüsse, wenn Sie sprechen."

„Ich spreche mit dem Herrn von Ihnen," sagte der Mestize. „Er hat Ihnen eine Ueberraschung ausgedacht."

„Eine Ueberraschung? Das ist etwas Anderes . . Dann machen Sie geschwind, hören Sie, schöner Prinz?" setzte sie hinzu, indem sie Dschalma zärtlich ansah.

„Mein Herz bricht," sprach Dschalma dumpf zu Faringhea in seiner Muttersprache.

„Und morgen wird es vor Freude hüpfen," antwortete der Mestize. „Nur durch Verachtung zwingt man eine Spröde. Morgen wird sie, ich sage es, zitternd und flehentlich zu Ihren Füßen liegen."

„Morgen .. wird sie mich tödtlich hassen," antwortete der Prinz niedergeschlagen.

„Ja . . wenn sie Sie jetzt schwach und feig sieht. Sie können nun nicht mehr zurück . . Sehen Sie ihr gerade ins Gesicht und dann nehmen Sie den Strauß der Kleinen, um ihn an Ihre Lippen zu führen. Sie werden sehen, daß die Stolze dann wieder, wie eben erst, erblaßt und erröthet . . Werden Sie mir denn glauben?"

Dschalma, den die Verzweiflung trieb, Alles zu versuchen, folgte mit Widerstreben dem diabolischen Rathe, blickte eine Secunde lang Fräulein von Cardoville an, nahm dann mit zitternder Hand das Bouquet Pomponröschens, blickte von neuem nach Adriennen hinüber und berührte sodann das Bouquet mit seinen Lippen.

Fräulein von Cardoville konnte bei diesem herausfordernden Trotz ein so plötzliches und schmerzliches Zucken nicht verbergen, daß es dem Prinzen bemerklich wurde.

„Sie gehört Ihnen," sagte der Mestize zu ihm; „sahen Sie, wie sie zitterte . . vor Eifersucht? Sie gehört Ihnen . .

Muth! Bald wird sie dem schönen jungen Manne, der hinter ihr steht .. denn er ist es .. den sie zu lieben glaubt, Sie vorziehen."

Als hätte der Mestize das Aufbrausen von Wuth und Haß geahnt, welches diese Enthüllung in dem Herzen des Prinzen hervorbringen mußte, setzte er rasch hinzu:

„Ruhe .. Verachtung .. Muß nicht dieser Mann Sie jetzt hassen?"

Der Prinz hielt an sich und strich mit der Hand über die Stirn, welche der Haß glühend gemacht hatte.

„Mein Gott, was erzählen Sie ihm denn, das ihn so aufregt?" sagte Pomponröschen in schmollendem Tone zu Faringhea. Dann wendete sie sich an Dschalma und sagte: „schöner Prinz, wie man in den Feenmährchen sagt, geben Sie mir mein Bouquet wieder."

Sie nahm es.

„Sie haben es an Ihre Lippen gedrückt und ich hätte nicht übel Lust, hinein zu beißen."

Ganz leise setzte sie mit einem leidenschaftlichen Blicke auf Dschalma hinzu:

„Dieses Ungethüm von Klappermühle hat mich nicht betrogen . . Es ist Alles ganz anständig . . und ich habe mir nicht so viel vorzuwerfen.

Und sie biß mit ihren kleinen weißen Zähnen auf die

Spitze des rosigen Nagels eines Fingers ihrer rechten Hand, von der sie den Handschuh abgezogen hatte.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß der Brief Adriennes dem Prinzen nicht übergeben worden war, und daß er den Tag keineswegs mit dem Marschall Simon auf dem Lande zugebracht hatte. In den drei Tagen, seit der Graf von Montbron Dschalma nicht gesehen, hatte Faringhea ihm eingeredet, er würde Fräulein von Cardoville gewinnen, wenn er eine andere Liebe zur Schau trage. Was die Anwesenheit Dschalmas im Theater betrifft, so hatte Rodin von Florinen erfahren, daß ihre Gebieterin den Abend in die Porte St. Martin gehen würde.

Ehe Dschalma Adriennen erkannt, war sie, da sie der Muth zu verlassen begann, auf dem Punkte gewesen, das Theater wieder zu verlassen. Der Mann, den sie bis dahin in ihrem Herzen so hoch gestellt, den sie wie einen Heros und einen Gott bewundert hatte, der, wie sie geglaubt, in so schrecklicher Verzweiflung gelegen, daß sie ihm in innigem Mitleide geschrieben, damit eine milde Hoffnung seine Schmerzen lindere, erwiederte den edeln Beweis von Offenheit und Liebe dadurch, daß er sich lächerlich mit einem seiner unwürdigen Geschöpfe zum Schauspiele machte. Welche unheilbare Wunde für ein Herz wie das Adriennes! Es kam ihr wenig darauf an, ob Dschalma sie zum Zeugen dieser unwürdigen Schmach zu machen glaubte oder nicht.

Als sie sich aber von dem Prinzen erkannt sah, als er die Beleidigung so weit trieb, ihr in das Gesicht zu sehen und, wie ihr zum Hohne, das Bouquet des Mädchens, das er bei sich hatte, mit seinen Lippen zu berühren, fühlte Adrienne in edelm Unwillen den Muth, länger zu bleiben. Statt die Augen vor dem Unleugbaren zu schließen, fand sie vielmehr ein gewisses Vergnügen darin, dem Hinsterben, dem Tode ihrer reinen und göttlichen Liebe beizuwohnen.

Mit hoher Stirn, mit stolzem, glänzendem Auge, mit gerötheten Wangen und spöttischer Lippe sah sie ihrerseits den Prinzen mit verächtlicher Festigkeit an; ein Lächeln flog über ihre Lippen, und sie sagte zu der Marquise, die, wie die meisten Andern, ganz mit dem beschäftiget war, was in der Prosceniumsloge vorging:

„Diese empörende Schaustellung roher Sitten stimmt wenigstens mit dem überein, was wir auf der Bühne sehen sollen.“

„Allerdings,“ entgegnete die Marquise, „und mein werther Herr Oheim wird vielleicht das Amusanteste des Abends versäumt haben.“

„Herr von Montbron?“ fiel Adrienne lebhaft mit kaum verhaltener Bitterkeit ein; .. „ja, er wird es bedauern, nicht Alles gesehen zu haben .. Ich wünsche auch, daß er käme. Verdanke ich nicht ihm diesen schönen Abend?“

Vielleicht hätte die Frau von Morinval die scharfe Ironie bemerkt, welche Adrienne nicht ganz unterdrücken konnte, wenn nicht plötzlich ein rauhes, langgedehntes, schallendes Brüllen ihre und aller Anwesenden Aufmerksamkeit erregt hätte.

Aller Augen wendeten sich sofort nach der Höhle links auf der Bühne unter der Loge des Fräuleins von Cardoville und ein Schauer der gespanntesten Neugierde lief durch den ganzen Saal.

Ein zweites noch tieferes, noch stärkeres Brüllen, das noch gereizter zu sein schien, als das erste, drang aus der Höhle heraus, deren Oeffnung unter leicht zu entfernendem künstlichem Gebüsch halb versteckt war. Bei diesem Brüllen stand der Engländer in seiner kleinen Loge auf, dehnte sich fast mit dem halben Leibe aus derselben heraus und rieb sich lebhaft die Hände, worauf er sich ganz ruhig verhielt, und seine großen stieren glänzenden Augen wendeten sich nicht mehr von dem Eingange der Höhle ab.

Bei diesem wilden Gebrüll hatte es Dschalma auch durchzuckt trotz der Liebe, der Eifersucht und dem Hasse, die in seinem Herzen tobten. Der Anblick dieses Waldes und das Brüllen des Panthers regten ihn tief auf, indem sie in ihm die Erinnerung an seine Heimath und an jene mörderischen Jagden weckten, die wie der Krieg ihren schrecklichen Rausch haben. Wenn er die Trompeten und Gongs des

Heeres seines Vaters zum Angriffe hätte erklingen hören, es hätte ihn kein größerer Eifer ergreifen können. Bald übertönte dann dumpfes Knurren gleich fernem Donner das Gebrüll des Panthers; der Löwe und der Tiger, Judas und Kain, antworteten unter der Bühne herauf, wo ihre Käfige standen. Bei diesem grauenhaften Concert, das seine Ohren so oft in den indischen Einöden vernommen hatten, wenn er da lagerte auf der Jagd oder im Kriege, kochte das Blut Dschalmas in den Adern; seine Augen funkelten; er ließ den Kopf etwas nach vorn hängen, faßte den Logenrand krampfhaft und sein ganzer Körper zitterte. Die Zuschauer, das Theater, Adrienne existirten für ihn nicht mehr; er befand sich in einem Walde seiner Heimath und er fühlte den Tiger.

Da verband sich mit seiner Schönheit ein Ausdruck solcher Wildheit und Unerschrockenheit, daß Pomponröschen ihn mit gewisser Angst und fast leidenschaftlicher Bewunderung betrachtete. Zum erstenmale vielleicht in ihrem Leben drückten ihre gewöhnlich so neckischen schelmischen blauen Augen ein ernstes Gefühl aus, wenn sie sich auch von dem, was sie empfand, keine Rechenschaft ablegen konnte. Ihr Herz klopfte ungestüm, als wenn ein Unglück geschehen solle.

In unwillkührlicher Furcht ergriff sie den Arm Dschalmas und sagte zu ihm:

„Sehen Sie nicht so in die Höhle dort; ich fürchte mich vor Ihnen ..“

Der Prinz hörte sie nicht.

— „Da kommt er!“ murmelte die Menge einstimmig.

Morok erschien im Hintergrunde der Bühne. Er war gekleidet, wie wir ihn beschrieben haben, und trug überdies einen Bogen und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher. Langsam stieg er an den scheinbaren Felsen herunter, die sich bis in die Mitte der Bühne zogen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, that als lausche er und schritt vorsichtig weiter.

Als er, unwillkührlich ohne Zweifel, herüber- und hinüberblickte, begegnete er den großen grünen Augen des Engländers, dessen Loge gerade an die Höhle stieß.

Alsbald verzerrten sich die Züge des Thierbändigers in so entsetzlicher Weise, daß die Frau von Morinval, die ihn durch eine vortreffliche Lorgnette aufmerksam betrachtete, rasch zu Adrienne sagte:

„Der Mann fürchtet sich, .. es wird ihm ein Unglück begegnen.“

„Geschieht denn ein Unglück?“ antwortete Adrienne mit ironischem Lächeln, „Unglück mitten in dieser so glänzenden, so geschmückten, so aufgeregten Menge? .. Unglück .. hier .. diesen Abend.“

„Sie denken nicht daran, Julie .. Das Unglück kommt

nur im Dunkel, in der Einsamkeit, nie unter einer lustigen Menschenmenge und im Lichterglanz."

„Himmel! Adrienne, nehmen Sie sich in Acht!" rief die Marquise aus, die einen Aufschrei der Angst nicht unterdrücken konnte und den Arm des Fräuleins von Cardoville erfaßte, gleichsam um sie an sich zu ziehen; „sehen Sie das Thier?"

Und die Marquise zeigte mit zitternder Hand auf den Eingang der Höhle.

Adrienne beugte sich vor und sah hin.

„Nehmen Sie sich in Acht . . Wagen Sie sich nicht so weit vor," sagte die Frau von Morinval bittend zu ihr.

„Du bist eine Thörin mit Deiner Angst, liebe Julie," sagte der Marquis zu seiner Frau. „Der Panther ist sicher angelegt, und wenn er auch die Kette zerriß, was nicht möglich ist, so wären wir hier außer seinem Bereiche."

Die Neugierde im Hause hatte die höchste Spannung erreicht und die Blicke wendeten sich von der Höhle nicht ab.

Zwischen dem künstlichen Gebüsch, das er mit seiner breiten Brust wegschob, erschien jetzt plötzlich der Panther; zweimal streckte er den platten Kopf vor, in welchem die gelben flammenden Augen blitzten. Dann riß er den rothen Rachen halb auf, brüllte nochmals und zeigte zwei Reihen fürchterlicher Zähne.

Die doppelte Kette und das eiserne, schwarz angestri-

chene Armband verschmolzen mit dem ebenholzschwarzen Fell und dem Dunkel in der Höhle, so daß die Illusion vollkommen war. Das schreckliche Thier schien ganz frei in seiner Höhle zu sein.

„Meine Damen,“ sagte mit einemmale der Marquis, „betrachten Sie doch die Hindus drüben; sie sehen in der Erregung prächtig aus.“

Die Kampflust Dschalmas hatte wirklich bei dem Anblicke des Tigers den höchsten Gipfel erreicht; seine Augen blitzten wie zwei schwarze Diamanten und seine Oberlippe zog sich krampfhaft mit einem Ausdrucke thierischer Wildheit empor, als koche der heftigste Zorn in ihm.

Faringhea, der sich auf den Logenrand stützte, war ebenfalls, und zwar durch einen seltsamen Zufall, lebhaft erregt. „Dieser schwarze Panther einer so seltenen Art,“ dachte er, „den ich da vor mir, in Paris, in einem Theater sehe, muß derselbe sein, den der Malaie (der Thug oder Würger, welcher Dschalma auf Java während des Schlafes tättowirt hatte) ganz klein in der Höhle raubte und an einen europäischen Capitain verkaufte. Die Macht Bohwanies ist überall,“ setzte der Thug in seinem blutdürstigen Aberglauben hinzu.

„Meinen Sie nicht,“ fuhr der Marquis zu Adriennen gewendet fort, „daß die Hindus so prächtig aussehen?“

„Vielleicht haben sie in ihrer Heimath einer ähnlichen

Jagd beigewohnt," antwortete Adrienne, als wolle sie selbst die grausamsten Erinnerungen absichtlich wecken und ihnen trotzen.

„Adrienne," sagte plötzlich die Marquise zu Fräulein von Cardoville mit bewegter Stimme, „jetzt ist der Thierbändiger ziemlich nahe bei uns, .. sieht sein Gesicht nicht entsetzlich aus? Ich behaupte, der Mann fürchtet sich."

„Er sieht allerdings entsetzlich blaß aus," setzte der Marquis diesmal sehr ernst hinzu, „und die Blässe scheint von Minute zu Minute noch zuzunehmen .. je näher er hierher kommt .. Man sagt, er setze sich der größten Gefahr aus, wenn er seine Kaltblütigkeit auch nur eine Minute verliere."

„Ach, es wäre gräßlich," entgegnete die Marquise zu Adriennen gewendet, „wenn er hier vor unsern Augen verwundet würde."

„Stirbt man an einer Wunde?" antwortete Adrienne der Marquise mit einem Tone so kalter Gleichgültigkeit, daß die junge Frau Fräulein von Cardoville überrascht ansah und zu ihr sagte:

„Ach, liebe Adrienne, das ist grausam."

„Die Atmossphäre um mich her wirkt auf mich," sagte das Fräulein mit eiskaltem Lächeln.

„Sehen Sie! Der Thierbändiger wird einen Pfeil nach

dem Panther schießen,“ fiel der Marquis ein. „Wahrscheinlich wird er sodann den Kampf mit ihm beginnen.“

Morok befand sich in diesem Augenblicke vorn auf der Bühne, aber er mußte dieselbe der ganzen Breite nach überschreiten, um an den Eingang der Höhle zu gelangen. Er blieb einen Augenblick stehen, legte einen Pfeil auf den Bogen, kniete hinter einem Felsenstück nieder und zielte lange. Der Pfeil pfiff dahin und verschwand in der Höhle, wohin der Panther sich wieder zurückgezogen hatte, nachdem er einen Augenblick seinen drohenden Kopf gezeigt hatte.

Kaum war der Pfeil verschwunden, als der absichtlich von dem nicht sichtbaren Goliath gereizte „Tod“ ein zorniges Brüllen ausstieß, als sei er getroffen.

Die Pantomime Moroks wurde so ausdrucksvoll, er spielte die Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, so natürlich, daß sich in dem ganzen Hause ein ungestümes Beifallsklatschen erhob. Dann warf er den Bogen weg, zog einen Dolch aus dem Gürtel, nahm ihn zwischen die Zähne und fing an auf den Händen und Knien zu kriechen, als wolle er den verwundeten Panther in der Höhle überfallen.

Um die Illusion vollkommener zu machen, stieß „der Tod“, den Goliath wieder unsichtbar reizte, d. h. mit

einer Eisenstange schlug, unter der Bühne ein entsetzliches Gebrüll aus.

Das düstere Aussehen des nur schwach durch den röthlichen Schein beleuchteten Waldes war so ergreifend, das Geheul des Panthers so wüthend, die Geberde, die Haltung, der Gesichtsausdruck Moroks so voll Grauen, daß das aufmerksame, bebende Publicum in tiefer Stille verblieb; Jedermann hielt den Athem an sich; es war, als erwarte man ein schreckliches Ereigniß.

Die Pantomime Moroks erhielt dadurch eine so grausenhafte Wahrheit, daß er sich nicht blos der Höhle, sondern auch der Loge des Engländers näherte. Der Thierbändiger, der durch die Furcht im Zauberbann gehalten wurde, konnte durchaus die Blicke von den beiden großen grünen Augen dieses Mannes nicht abwenden; es war, als entspreche jede Bewegung, die er beim Kriechen machte, einem electrischen Schlage, der von dem Blicke des schauerlichen wettenden Engländers ausgegangen. Je näher er ihm kam, um so verstörter, um so bleicher wurde sein Gesicht.

Noch einmal wurde die tiefe Stille, die in dem Hause herrschte, bei dem Anblicke dieser Pantomime, die kein Spiel mehr war, sondern der wahre Ausdruck des Entsetzens, durch lauten Beifall unterbrochen, in den sich das

Brüllen des Panthers und das ferne Knurren und Brummen des Löwen und Tigers mischten.

Der Engländer legte sich fast ganz aus seiner Loge heraus, seine Lippen wurden durch das höhnische Lächeln emporgezogen, seine großen Augen stierten auf die Bühne und er konnte kaum Athem schöpfen. Der Schweiß rann über seine kahle geröthete Stirn, als biete er wirklich eine unglaubliche magnetische Kraft auf, um Morok an sich zu ziehen, den er bald am Eingange der Höhle sah.

Der Augenblick war entscheidend.

Zusammengekauert, in sich zusammengesunken, den Dolch in der Hand, allen Bewegungen des „Tod" folgend, der brüllend, gereizt, den Rachen weit aufreißend, den Eingang in seine Höhle vertheidigen zu wollen schien, erwartete Morok den rechten Augenblick, sich auf das Thier zu stürzen.

Es liegt ein solcher Zauberbann in der Gefahr, daß Adrienne unwillkührlich das Gefühl der gespannten grauenhaften Neugier Aller theilte. Sie bog sich heraus, wie die Marquise, richtete die Augen auf diese schauerliche Scene und hielt mechanisch ihr indisches Bouquet, das sie behalten hatte, in der Hand.

Plötzlich stieß Morok einen lauten Schrei aus, indem er sich auf „Tod" stürzte, der auf diesen Schrei mit einem schallenden Gebrüll antwortete und mit solcher Wuth über

seinen Herrn herfiel, daß Adrienne in Entsetzen und weil sie den Mann für verloren hielt, sich zurückzog und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Ihr Bouquet entfiel ihr und rollte in die Höhle, in welcher der Panther und Morok mit einander kämpften.

Schnell wie der Blitz, gewandt und leicht wie ein Tiger, war Dschalma, der seiner Liebe und der Jagdlust nachgab, welche das Brüllen des Panthers in ihm geweckt hatte, mit einem Sprunge auf der Bühne. Er zog seinen Dolch und stürzte sich in die Höhle, um das Bouquet Adriennes zu holen. In diesem Augenblicke rief ein gräßlicher Schrei des verwundeten Morok um Hilfe. Der Panther, der bei dem Anblicke Dschalmas noch wüthender wurde, machte eine verzweifelte Anstrengung, seine Kette zu zerreißen. Da es ihm aber nicht gelang, richtete er sich auf den Hinterpfoten auf, um Dschalma, den seine Klauen erreichen konnten, zu umschlingen. Den Kopf senken, sich auf die Knie werfen und gleichzeitig den Panther zweimal blitzschnell in den Leib stoßen, war das Werk eines Augenblickes, und Dschalma rettete sich so von einem gewissen Tod; brüllend fiel der Panther mit seiner ganzen Länge auf den Prinzen. Eine Secunde lang, so lange der schreckliche Todeskampf des Thieres währte, sah man nur verworrene krampfhafte Massen schwarzer Glieder und blutgefleckter weißer Kleider; dann richtete sich endlich Dschalma

bleich, blutend, verwundet auf, und als er dastand, das Auge vom Stolze blitzend, den Fuß auf den todten Panther gestützt, in der Hand das Bouquet haltend, warf er einen Blick auf Adrienne, der ihr seine ganze leidenschaftliche Liebe verkündigte.

Da erst verließen die Kräfte auch Adriennen; denn ein übermenschlicher Muth hatte ihr die Fähigkeit gegeben, diesem entsetzlichen Kampfe zuzusehen.

— — — — — — — — — — —

Das Concil.

Erstes Kapitel.

Der Wanderer.

Es ist Nacht.

Der Mond glänzt; die Sterne funkeln an dem melancholisch klaren Himmel; der Wind pfeift trocken und kalt von Norden her und schwillt zum Sturme an; sein scharfer Hauch fegt über die Höhen des Montmartre.

Auf dem höchsten Gipfel dieses Hügels steht ein Mann.

Sein großer Schatten fällt auf den mondbeleuchteten steinigten Boden.

Der Wanderer betrachtet die unermeßliche Stadt, die sich zu seinen Füßen ausbreitet, Paris, dessen Thürme, Kuppeln und Thurmspitzen schwarz an der bläulichen Helle des Horizontes vortreten, während sich aus der Mitte dieses steinernen Oceanes ein leuchtender Dunst erhebt, welcher die gestirnte Bläue des Zeniths beleuchtet.

Es ist dies der ferne Schein der tausend Lichter, die Abends, um die Zeit der Vergnügungen, die geräuschvolle Hauptstadt lustig erhellen.

,,Nein,'' sprach der Wanderer, ,,es kann nicht sein, der Herr wird es nicht wollen.

,,Zweimal ist genug.

,,Vor fünf Jahrhunderten hatte mich die rächende Hand des Allmächtigen tief aus Asien bis hierher getrieben. Ich einsamer Wanderer hatte hinter mir mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Noth, mehr Todte gelassen, als die zahllosen Heere von hundert verwüstenden Eroberern . . Ich trat in diese Stadt hinein . . und auch in ihr fielen Opfer.

,,Vor zwei Jahrhunderten hatte mich die unerbittliche Hand, die mich durch die Welt treibt, noch einmal hierhergebracht und diesmal wiederum, wie früher, wüthete jene Geißel, welche der Allmächtige von Zeit zu Zeit an meinen

Fuß fesselt, in dieser Stadt und erreichte zuerst meine Brüder, die bereits durch die Arbeit und das Elend erschöpft waren.

„Meine Brüder, die Brüder des Handwerkers von Jerusalem, des Verfluchten des Herrn, der in meiner Person das Geschlecht der Arbeiter, das immer leidende, immer enterbte, immer unterdrückte Geschlecht verfluchte, das gleich mir ohne Rast und Ruhe, ohne Lohn und Hoffnung geht, bis Männer, Frauen, Kinder und Greise unter einem Eisenjoche sterben, einem mörderischen Joche, das andere ihrerseits aufnehmen und das die Arbeiter so von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ihren niedergedrückten Achseln tragen.

„Und heute komme ich zum dritten Male seit fünf Jahrhunderten auf dem Gipfel eines der Hügel an, welche diese Stadt beherrschen.

„Vielleicht bringe ich wiederum Entsetzen, Verödung und Tod mit mir.

„Und diese Stadt, die durch das Geräusch ihrer Freuden und nächtlichen Feste berauscht wird, weiß nicht, ach weiß nicht, daß ich an ihrem Thore stehe.

„Aber nein, nein, meine Anwesenheit wird nicht wiederum ein Unglück sein.

„Der Herr hat mich in seinem unerforschlichen Rathe bis hierher geführt durch Frankreich hindurch und ließ mich auf meinem Pfade selbst den kleinsten Weiler meiden, so

daß keine Verdoppelung der Grabgeläute meine Wanderung bezeichnete.

„Auch hat das Gespenst mich verlassen, jenes bleiche, grüne Gespenst mit den tiefliegenden blutigen Augen. Als ich den Boden Frankreichs betrat, sank seine feuchte kalte Hand aus der meinigen, und es verschwand.

„Und doch . . . ich fühle es . . . umgiebt mich auch hier die Atmosphäre des Todes.

„Das gellende Pfeifen jenes schauerlichen Windes hört nicht auf, der mich mit seinem Wirbel umhüllt und durch seinen vergifteten Hauch die Seuche zu verbreiten schien.

„Ohne Zweifel hat sich der Zorn des Herrn besänftiget.

„Vielleicht ist meine Anwesenheit hier eine Drohung, und er giebt denen, die er in Furcht setzen will, Kenntniß davon.

„Ja, denn sonst würde er im Gegentheil einen noch entsetzlichern Schlag führen wollen . . . indem er hier im Herzen des Landes, im Schooße dieser unermeßlichen Stadt Schrecken und Tod verbreitete.

„Ach, nein, nein, der Herr wird Erbarmen haben.

„Nein, er wird mich nicht zu dieser neuen Pein verdammen.

„Ach, in dieser Stadt sind meine Brüder zahlreicher und elender als irgend anderswo.

„Und . . . ich sollte ihnen den Tod bringen?

„Nein, der Herr wird Erbarmen haben, denn ach, die sieben Nachkommen meiner Schwester sind endlich in dieser Stadt vereiniget.

„Und ich sollte ihnen den Tod bringen, den Tod statt der Hilfe, die sie so dringend verlangen?

„Denn jene Frau, die gleich mir von einem Ende der Welt zum andern irrt, hat, nachdem sie noch einmal das Gewebe ihrer Feinde zerrissen, ihre ewige Wanderung fortgesetzt.

„Vergebens ahnete sie, daß großes Unglück von neuem die bedrohe, die durch das Blut meiner Schwester mir angehören; — die unsichtbare Hand, die mich hierherführt, trieb die ewig Trauernde vor sich her.

„Sie wurde wie immer durch den unwiderstehlichen Wirbel fortgerissen, und rief vergebens in dem Augenblicke, als sie die Meinigen verlassen mußte, flehentlich aus: Herr, laß mich wenigstens meine Aufgabe vollenden?“

„**Wandre!!**

„Aus Barmherzigkeit, nur einige Tage!

„**Wandre!!**

„Ich verlasse die, welche ich schütze, am Rande des Abgrundes.

„**Wandre!! Wandre!!**

„Und sie wurde von neuem auf ihre ewige Bahn ge-

trieben, und ihre Stimme schallte durch den Raum und rief mich zur Hilfe für die Meinigen herbei.

„Als ihre Stimme zu mir drang, fühlte ich es, daß die Nachkommen meiner Schwester noch einmal entsetzlichen Gefahren ausgesetzt wären. Die Gefahren steigern sich noch immer.

„Ach, Herr, werden die Nachkommen meiner Schwester dem Geschicke, das seit so vielen Jahrhunderten auf meinem Geschlechte lastet, unterliegen?

„Willst Du mir nicht in ihnen verzeihen? Willst Du mich strafen in ihnen?

„Ach, laß sie dem letzten Willen ihres Ahnherrn gehorchen, gieb, daß sie ihre mildthätigen Herzen, ihre starke Kraft, ihren edeln Verstand, ihre großen Reichthümer vereinigen können! Sie werden dann an dem zukünftigen Glücke der Menschheit arbeiten, und vielleicht meine ewige Strafe abkaufen.

„Die Worte des Gottmenschen: **liebet euch untereinander,** würden ihr einziges Ziel, ihr einziges Mittel sein. Mit diesen allmächtigen Worten würden sie die falschen Priester bekämpfen und besiegen, welche die Vorschriften der Liebe, des Friedens und der Hoffnung des Gottmenschen unter Lehren voll Haß, Gewaltthat und Verzweiflung verläugnet haben.

„Diese falschen Priester wagen, unterstützt durch die

Mächtigen und Glücklichen dieser Welt, ihre Mitschuldigen zu jeder Zeit, statt ein wenig Glück hienieden für meine Brüder zu erbitten, welche seit Jahrhunderten leiden und wehklagen, in Deinem Namen, Herr, zu sagen, der Arme sei für immer den Leiden in dieser Welt verfallen, und der Wunsch und die Hoffnung, weniger auf der Welt zu leiden, ein Verbrechen in Deinen Augen, weil das Glück Weniger und das Unglück fast der ganzen Menschheit Dein Wille sei. O Gotteslästerung! Ist nicht das Gegentheil dieser mörderischen Worte des göttlichen Wortes würdig?

„Habe Erbarmen, Herr, und erhöre mich, entreiße ihren Feinden die Nachkommen meiner Schwester . . . von dem Handwerker bis zu dem Königssohne; laß den Keim einer mächtigen und fruchtbaren Verbindung nicht verderben, der, wenn es Dein Wille ist, in der Geschichte des Glückes der Menschheit vielleicht Epoche macht.

„Laß sie mich vereinigen, Herr, da man sie trennt, sie vertheidigen, da man sie angreift, laß mich denen Hoffnung geben, die nicht mehr hoffen, denen Muth, die niedergeschlagen sind, die aufrichten, welche vom Falle bedroht sind, die unterstützen, die sich im Guten halten.

„Vielleicht büßen ihre Kämpfe, ihre Hingebung, ihre Tugend, ihre Schmerzen mein Vergehen ab und retten

mich, den nur das Unglück ungerecht und schlecht gemacht hatte.

„Herr, da Deine allmächtige Hand mich hierher geführt hat . . . zu einem Zwecke, den ich nicht kenne, so laß endlich ab von Deinem Zorne, laß mich nicht ferner das Werkzeug Deiner Strafe sein.

„Laß genug sein der Trauer auf Erden! Seit zwei Jahren fallen Tausende Deiner Geschöpfe da, wo ich erscheine.

„Ein Trauerschleier umhüllt die ganze Welt.

„Ich bin von Asien aus gewandert bis zu dem Fuß des Pols ... und die Menschen starben.

„Hörst Du das lange Schluchzen nicht, das von der Erde aufsteigt zu Dir, Herr?

„Erbarmen für Alle und für mich!

„Laß mich einen Tag, nur einen einzigen Tag die Nachkommen meiner Schwester vereinigen, und sie sind gerettet.“

Als der ewige Wanderer diese Worte sprach, sank er auf seine Knie nieder und erhob die Hände gen Himmel.

Plötzlich tosete der Wind mit verdoppelter Stärke. Der Wanderer erbebte und rief mit entsetzter Stimme aus:

„Herr, der Wind des Todes brüllt mit Wuth . . sein Wirbel scheint mich zu heben; Herr, erhörst Du meine Bitte nicht?

„O, das Gespenst ... das Gespenst ... da ist es wieder ... sein grünliches Gesicht wird von Krämpfen durch-

zuckt, seine rothen Augen drehen sich in ihren Höhlen . . . Hebe Dich von mir! hebe Dich von mir! Seine Hand . . . ach, seine kalte Hand erfaßt die meinige . . . Herr, erbarme Dich!

„**Wandre!!**“

„Ach, Herr, diese Seuche, diese schreckliche Seuche! Ich soll sie in diese Stadt bringen? Meine Brüder werden zuerst sterben, sie, die so elend sind. Gnade!

„**Wandre!!**“

„Und die Nachkommen meiner Schwester — Gnade! Gnade!

„**Wandre!!**“

„Ach, Herr, erbarme Dich! Ich kann mich nicht mehr am Boden halten, das Gespenst reißt mich mit sich fort, den Abhang des Hügels hinunter . . . Mein Gang ist schnell wie der Wind des Todes, der hinter mir droht . . . Schon sehe ich die Mauern der Stadt . . . Ach, Erbarmen, Herr, für die Nachkommen meiner Schwester . . . Schone sie, laß mich nicht ihr Henker sein, damit ihre Feinde nicht triumphiren.

„**Wandre!! Wandre!!**“

„Der Boden flieht noch immer hinter mir . . . Da ist schon das Thor der Stadt . . . ach . . . schon! Herr, noch ist es Zeit . . . Ach, Gnade für diese schlummernde Stadt! Laß sie nicht erwachen unter Geschrei des Entsetzens, der Verzweiflung und des Todes! Herr, ich berühre die Schwelle

des Thores ... Du willst es also ... Es ist um Dich geschehen, Paris ... Die Seuche ist in Deinen Straßen ... Ach, ich bin verflucht, noch immer verflucht."

„Wandre!! Wandre!! Wandre!!"

Im Jahre 1346 richtete die schwarze Pest Verheerungen auf der Erde an. Sie zeigte dieselben Symptome wie die Cholera, und dieselbe unerklärliche Erscheinung des etappenartigen Fortschreitens auf einer gewissen Straße. Im Jahre 1660 wüthete eine andere ähnliche Seuche.

Man weiß, daß die Cholera sich zuerst in Paris zeigte, indem sie ihren fortschreitenden Gang gleichsam durch einen ungeheuern und unerklärlichen Sprung bezeichnete. Man erinnert sich auch, daß während der größten Verheerungen der Cholera der Nordostwind unausgesetzt wehete.

Zweites Kapitel.

Das Mahl.

Am Tage nach der Ankunft des unheimlichen Wanderers, der von den Höhen des Montmartre herabgeschritten war, in Paris, herrschte in dem Palaste Saint-Dizier eine große Geschäftigkeit.

Ob es gleich kaum Mittag, war doch die Fürstin, ohne in großer Toilette zu erscheinen — dazu besaß sie zu viel

guten Geschmack — sorgfältiger als gewöhnlich gekleidet; ihr blondes Haar bildete, statt einfach gescheitelt zu sein, gekrauſete Löckchen, die ihren vollen blühenden Wangen recht wohl standen. Ihr Häubchen hatte frisches Rosaband, kurz wenn man die Frau Fürstin von Saint-Dizier fast schlank in dem grauen Moirekleide erscheinen sah, errieth man, daß Mad. Grivois den Beistand und die Kraft einer andern Kammerfrau der Fürstin hatte zu Hilfe nehmen müssen, um diese bemerkenswerthe Veränderung der ziemlich starken Taille ihrer Gebieterin zu unternehmen und zu erlangen.

Wir werden bald die erbauliche Ursache dieses leichten Rückfalls von weltlicher Koketterie angeben.

Die Fürstin gab in Begleitung der Madame Grivois ihre letzten Befehle in Bezug auf einige Vorbereitungen, die man in einem großen Zimmer machte. In der Mitte desselben stand ein großer runder Tisch mit einem carmoisinrothem Sammetteppich und um denselben her befanden sich mehrere Stühle, unter denen man an dem Ehrenplatze einen Sessel von vergoldetem Holze bemerkte.

In einer Ecke des Zimmers, nicht weit von dem Kamine, in welchem ein tüchtiges Feuer brannte, stand eine Art improvisirten Buffets, auf dem man die verschiedensten Elemente des leckersten, ausgesuchtesten Mahles sah. Es standen da auf silbernen Tellern pyramidenförmig die Sand-

wichs mit Karpfeneiern und Sardellenbutter, Schnittchen von marinirtem Thunfisch mit Perigordtrüffeln (es war Fastenzeit); weiter hin auf silbernen Dreifüßen mit Spiritusflamme ruhten Krebsschwänze mit Rahm in dem krustigen, goldgelben, blätterigen Teige und schienen an Trefflichkeit und Saftigkeit die kleinen Austernpasteten mit Madera und Hachis von Stör mit Gewürz herauszufordern.

Neben diesen ernsten Werken standen leichtere, kleine Biscuits mit Ananas, Baisers mit Erdbeeren, Gelé von Orange in der noch ganzen Schale dieser Frucht, die zu diesem Zwecke künstlich ausgehöhlt war, während die Weine von Bordeaux, Madera und Alicante gleich Rubinen und Topazen in großen geschliffenen Flaschen funkelten, und Champagner neben zwei Krügen von Sèvres-Porzelan, der eine mit Kaffee, der andere mit Vanille-Chocolade, fast erstarrten in dem großen Eiskübel von ciselirtem Silber.

Einen merkwürdig apostolischen und römischen Charakter aber erhielt dieses leckere Mahl durch gewisse religiös ausgearbeitete Küchenwerke. So bemerkte man allerliebste kleine Calvarien von Aprikosenteig, Bischofsstäbe von Marzipan u. s. w. denen die Fürstin aus zartfühlender Aufmerksamkeit einen kleinen Cardinalshut von Kirschzucker hinzugefügt hatte; das wichtigste Stück dieser katholischen Zuckersachen aber, das Meisterstück des Küchenvorstehers

der Frau von Saint-Dizier, war ein prachtvolles Cruzifix von Angelika mit candirter Krone*).

Es sind dies seltsame Profanationen, über die selbst etwas fromme Personen in Unwillen gerathen; aber von der schamlosen Taschenspielerei mit dem heiligen Rocke in Trier bis zum frechen Scherze des heiligen Schreins in Argenteuil, scheinen die frommen Leute gleich der Fürstin von Saint-Dizier sich die Aufgabe gestellt zu haben, alles Erhabene durch übertriebenen Eifer lächerlich zu machen.

Nachdem die Fürstin einen zufriedenen Blick auf das so vorbereitete Mahl geworfen hatte, sagte sie zu Madame Grivois, indem sie auf den vergoldeten Sessel wieß, der für den Präsidenten bestimmt zu sein schien:

„Hat man meinen Fußwärmer unter den Tisch gethan, damit Seine Eminenz die Füße darauf stellen kann? Er klagt immer über Kälte . .“

---

*) Eine vollkommen glaubwürdige Person hat uns versichert, sie sei bei einem prächtigen Diner bei einem hochgestellten Prälaten gewesen, und habe bei dem Dessert eine solche Ausstellung gesehen, weshalb sie zu dem fraglichen Prälaten gesagt: „ich glaube, man genießt den Leib des Herrn in zweierlei Gestalt und nicht in Angelika? — Allerdings hatte der Prälat diese apostolischen Zuckersachen nicht erfunden; sie rührten vielmehr von einer übertrieben frommen katholischen Dame her, welche in dem Hause des Prälaten großen Einfluß hatte.

„Ja," sagte Madame Grivois, nachdem sie unter den Tisch gesehen hatte, „der Fußwärmer ist da."

„Sagen Sie auch, daß man eine Zinnkugel mit warmem Wasser fülle, für den Fall, daß der Fußwärmer nicht hinreichend für Se. Eminenz sei."

„Ja."

„Legen Sie noch mehr Holz an."

„Aber, Frau Fürstin, sehen Sie doch, es liegt schon ein ganzer Haufen da ... Und dann, wenn Se. Eminenz immer friert, ist es dem Bischof von Halfagen immer zu warm; er schwitzt stets."

Die Fürstin zuckte die Achseln und sagte zu der Madame Grivois:

„Steht nicht Seine Eminenz der Herr Cardinal von Malipieri über dem Bischof von Halfagen?"

„Allerdings, Frau Fürstin."

„Nun, nach der Rangordnung muß der Herr Bischof die Wärme ertragen und nicht Se. Eminenz die Kälte. Thun Sie demnach, was ich Ihnen sage, legen Sie noch mehr Holz auf. Uebrigens ist nichts einfacher; Se. Eminenz ist ein Italiener, der Herr Bischof stammt aus dem Norden Belgiens; natürlich sind sie an verschiedene Temperaturen gewöhnt."

„Wie die Frau Fürstin befehlen," sagte Madame Grivois, indem sie zwei ungeheuere Holzstücke ins Feuer

legte; „aber den Herrn Bischof wird in der Wärme hier der Schlag rühren.“

„Ich finde es auch zu warm, aber lehrt uns unsere heilige Religion nicht, sich zu opfern und zu geißeln?“ sagte die Fürstin mit rührendem Ausdruck von Frömmigkeit.

Man kennt nun die Ursache der etwas koketten Toilette der Frau Fürstin von Saint-Dizier. Sie wollte die Prälaten würdig empfangen, die nebst dem Pater von Aigrigny und andern Würdenträgern der Kirche bei der Fürstin bereits ein kleines Concil gehalten hatten.

Eine Hausfrau, die den ersten Ball giebt, ein eben mündig Gewordener, der sein erstes Diner veranstaltet, eine geistreiche Frau, die ihr erstes noch ungedrucktes Werk vorliest, sehen nicht strahlender aus, sind nicht stolzer, nicht zuvorkommender gegen ihre Gäste, als es die Fürstin von Saint-Dizier gegen ihre Prälaten war.

Die Fürstin hätte vor Stolz darüber sterben können, daß sie wichtige Interessen in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart verhandeln sah, und sehr kluge Männer sie um ihre Ansicht über gewisse practische Bestimmungen in Bezug auf den Einfluß der frommen Congregationen fragen hörte, denn ihre Eminenzen und bischöflichen Gnaden weiheten dadurch gewissermaßen ihre Bestreben, gleichsam als eine heilige Mutter der Kirche anerkannt zu werden. Sie hatte deshalb auch eine Menge salbungsvoller Schmeicheleien und

fromme Koketterie für diese einheimischen und auswärtigen Prälaten aufgeboten.

Die auf einander folgenden Umwandlungen dieser herzlosen Frau, die aufrichtig und leidenschaftlich die Patrizier- und Coterieherrschaft liebte, waren übrigens vollkommen folgerichtig. Sie war, nach dem Fortschreiten ihres Alters, natürlich von den Liebesintriguen zu den politischen, und von den politischen zu den religiösen übergegangen.

In dem Augenblicke, als die Fürstin von St. Dizier die Besichtigung ihrer Vorbereitungen beendigte, meldete ein Wagengeräusch in dem Hofe des Hauses die Ankunft der Personen, die sie erwartete, und diese Personen waren ohne Zweifel vom höchsten Range, denn gegen alle Gewohnheit empfing sie dieselben an der Thüre ihres ersten Zimmers.

Es war wirklich der Cardinal Malipieri, der immer fror, und der belgische Bischof von Halfagen, der immer schwitzte. Der Pater von Aigrigny begleitete sie.

Der römische Cardinal war ein großer, mehr knochiger als hagerer Mann mit stolzem und schlauem gelblichem aufgedunsenem Gesicht; er schielte stark, und seine schwarzen Augen waren von einem braunen Ringe umgeben. De belgische Bischof dagegen war ein kleiner kurzer dicker Mann mit vorstehendem Bauche, schlagflüssigem Aussehen, bedächtigem Blicke und fleischiger, weicher Hand.

Bald war die Gesellschaft in dem großen Zimmer versammelt, und der Cardinal lehnte sich an den Kamin, während der Bischof in Schweiß gerieth und bald die Eischocolade bald den Kaffee lorgnettirte, welche ihm beistehen sollten, diese künstliche Hundstagshitze auszuhalten.

Der Pater von Aigrigny trat zu der Fürstin und sagte zu ihr:

„Wollen Sie Befehl geben, den Abbé Gabriel von Rennepont eintreten zu lassen, der nach uns fragen wird?“

„Der junge Priester ist also hier?“ fragte die Fürstin überrascht.

„Seit vorgestern. Wir haben ihn durch seine Vorgesetzten nach Paris berufen lassen ... Sie werden alles erfahren. Herrn Rodin wird Madame Grivois wie früher durch die kleine Thüre von der Hintertreppe aus eintreten lassen.“

„Er wird heute kommen?“

„Er hat uns sehr wichtige Dinge mitzutheilen und wünscht, daß der Herr Cardinal und der Herr Bischof bei der Unterredung gegenwärtig wären, denn sie sind in Rom durch den Pater General von Allem unterrichtet worden.“

Die Fürstin schellte, gab ihre Befehle, trat dann zu dem Cardinal und sagte zu ihm im Tone der eifrigsten Sorgsamkeit:

„Erwärmen sich Ew. Eminenz ein wenig! Wollen

Ew. Eminenz einen Fußwärmer unter die Füße? Wünschen Ew. Eminenz, daß ich noch mehr anlegen lasse?"

Bei dieser letzten Frage stieß der belgische Bischof, der sich die Stirn abtrocknete, einen verzweiflungsvollen Seufzer aus.

„Tausend Dank, Frau Fürstin," antwortete der Cardinal in sehr gutem Französisch, aber mit unerträglichem italienischem Accent; „Sie bringen mich durch so große Güte in Verlegenheit."

„Will der Herr Bischof nichts annehmen?" sagte die Fürstin zu dem Bischof, indem sie auf das Buffet zeigte.

„Ich werde, wenn es die Frau Fürstin erlaubt, etwas Eiskaffee nehmen."

Und der Prälat machte einen großen Umweg, um zu den Speisen zu gelangen, ohne vor dem Kamine vorübergehen zu müssen.

„Und Ew. Eminenz wollen kein Austernpastetchen nehmen? Sie sind sehr warm," sagte die Fürstin.

„Ich kenne sie schon, Frau Fürstin," sprach der Cardinal mit leckerer Miene; „sie sind ausgezeichnet und ich widerstehe nicht."

„Welchen Wein werde ich die Ehre haben, Ihnen zu reichen?" fuhr die Fürstin anmuthig fort.

„Etwas Bordeaux-Wein, wenn ich bitten darf."

Der Pater von Aigrigny wollte dem Cardinal einschenken, die Fürstin behielt sich aber dies Vergnügen selbst vor.

„Ew. Eminenz werden es ohne Zweifel billigen," sagte der Pater von Aigrigny zu dem Cardinal, während dieser gravitätisch die kleinen Austernpasteten prüfte; „ich hielt es nicht für nöthig, heute den Herrn Bischof von Mogador zu berufen, eben so wenig den Herrn Erzbischof von Nanterre und unsere heilige Mutter Perpetua, die Superiorin des St. Marienklosters, da die Unterredung, welche wir mit Sr. Hochwürden dem Pater Rodin und mit dem Abbé Gabriel haben werden, eine eigenthümliche und vertrauliche ist."

„Unser sehr werther Pater hat vollkommen Recht," sagte der Cardinal; „denn obwohl diese Rennepontsche Sache in ihren möglichen Folgen die ganze apostolisch-römische Kirche berührt, so giebt es doch gewisse Dinge, welche man geheim halten muß."

„Auch werde ich die Gelegenheit benutzen, um Ew. Eminenz nochmals dafür zu danken, daß Sie die Gnade hatten, zu Gunsten einer unbekannten und demüthigen Dienerin der Kirche eine Ausnahme zu machen," sagte die Fürstin, indem sie eine tiefe ehrerbietige Verbeugung vor dem Cardinal machte.

„Das war nur recht und billig, Frau Fürstin," antwortete der Cardinal sich verbeugend, nachdem er sein lee-

res Glas auf den Tisch gestellt hatte; „wir wissen, wie viel Ihnen die Kirche wegen der heilsamen Leitung verdankt, die Sie den kirchlichen Stiftungen geben, deren Vorsteherin Sie sind.“

„Ew. Eminenz können überzeugt sein, daß ich dem Armen, der sich nicht durch einen Beichtzettel ausweisen kann, jede Unterstützung versage.“

„Nur so,“ entgegnete der Cardinal, indem er sich durch das appetitliche Aussehen der Krebsschwänze verlocken ließ, „nur so hat die Mildthätigkeit einen Sinn . . Mir ist es sehr gleichgiltig, ob die Gottlosen hungern; . . bei den Frommen dagegen ist es etwas Anderes . .“ und der Prälat ließ es sich vortrefflich schmecken. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „wissen wir auch, mit welchem warmen Eifer Sie unerbittlich die Gottlosen verfolgen, welche sich der Gewalt unseres heiligen Vaters nicht unterwerfen wollen.“

„Ew. Eminenz können überzeugt sein, daß ich mit Herz und Ueberzeugung römisch bin; ich mache keinen Unterschied zwischen einem Gallicaner und einem Türken,“ sprach die Fürstin muthig.

„Die Frau Fürstin hat Recht,“ sagte der belgische Bischof; „ja, ich sage noch mehr: ein Gallicaner muß der Kirche verhaßter sein, als ein Heide, und ich bin darin der Meinung Ludwigs XIV. Man erbat von ihm eine Gunst für einen Mann an seinem Hofe. — Niemals, sagte der

große König, der Mann ist Jansenist. — Er, Sire? Er ist Atheist. — Dann ist es etwas Anderes und die Gunst sei ihm gewährt,“ sagte der König.

Man lachte viel über diesen bischöflichen kleinen Scherz, worauf der Pater von Aigrigny ernst sich an den Cardinal wendete.

„Leider würde, wie ich Ew. Eminenz eben in Bezug auf den Abbé Gabriel sagen will, die niedrige Geistlichkeit, wenn man nicht sehr wachsam wäre, von dem Gallicanismus und den Ideen der Auflehnung gegen den sogenannten Despotismus der Bischöfe angesteckt werden.“

„Die Bischöfe müssen, um dem abzuhelfen,“ antwortete der Cardinal hart, „ihre Strenge verdoppeln und dürfen nie vergessen, daß sie erst Römer und dann Franzosen sind; denn in Frankreich vertreten sie Rom, den heiligen Vater und die Interessen der Kirche, wie ein Gesandter im Auslande sein Vaterland, seinen Gebieter und die Interessen seiner Nation vertritt.“

„Das ist unbestreitbar,“ sagte der Pater von Aigrigny; „auch hoffen wir, daß wir in Folge des kräftigen Antriebes durch Ew. Eminenz die Freiheit des Unterrichts erlangen werden. Wir werden dann statt der von Philosophie und albernem Patriotismus angesteckten jungen Franzosen gute römische Katholiken bekommen, die sehr gehorsam

sind und ehrerbietige Unterthanen unseres heiligen Vaters werden.''

,,Und so wäre in einer gegebenen Zeit,'' fuhr der belgische Bischof lächelnd fort, ,,wenn unser heiliger Vater die Katholiken Frankreichs ihres Gehorsams gegen die bestehende weltliche Macht entbinden und eine andere Macht anerkennen wollte, derselben eine ansehnliche und bereits gebildete Partei zuzusichern.''

Bei diesen Worten wischte der Bischof die Stirn ab und suchte ein wenig Sibirien in der Eischocolate.

,,Eine Macht ist dann auch für ein solches Geschenk immer dankbar,'' fiel die Fürstin ihrerseits lächelnd ein, ,,und sie bewilliget der Kirche große Freiheiten.''

,,Und die Kirche gelangt so an die Stelle, die sie einnehmen muß und die sie leider in Frankreich in der jetzigen gottlosen und anarchischen Zeit nicht einnimmt,'' sagte der Cardinal. ,,Glücklicherweise habe ich auf meiner Reise eine ziemliche Anzahl Prälaten gesehen, deren Lauheit ich tadelte und deren Eifer ich anfeuerte, indem ich ihnen im Namen des heiligen Vaters auftrug, offen und kühn die Preßfreiheit und die Freiheit des Cultus anzugreifen, obgleich sie durch abscheuliche Revolutionsgesetze anerkannt sind.''

,,Ach, Ew. Eminenz sind also vor den schrecklichen Gefahren, vor den grausamen Leiden nicht zurückgewichen,

denen unsere Bischöfe ausgesetzt sein werden, wenn sie Ihnen gehorchen?" fiel die Fürstin heiter ein. „Und diese fürchterlichen „Mißbrauchserklärungen"? .. Ew. Eminenz würden, wenn Sie in Frankreich residirten, die Gesetze des Landes angreifen .. wie das Volk der Advocaten und Deputirten sagt .. Schrecklich! Der Staatsrath würde erklären, Sie machten sich eines Mißbrauchs schuldig. Mißbrauch! Sehen Ew. Eminenz ein, wie schrecklich es für einen Kirchenfürsten ist, der, umgeben von seinen Würdenträgern und Kapitel, auf seinem Throne sitzt und in der Ferne einige Dutzend atheistische Bureaumenschen in allen Tönen rufen hört: Mißbrauch! Ueberschreitung!" Wirklich, wenn es irgendwo Ueberschreitung giebt, so giebt es Ueberschreitung des Lächerlichen .. bei diesen Leuten."

Allgemeine Heiterkeit begleitete diesen Scherz der Fürstin.

Der belgische Bischof entgegnete:

„Ich finde, daß diese stolzen Vertheidiger der Gesetze dennoch mit vollkommen christlicher Demuth handeln .. Ein Prälat ohrfeigt ihre Gottlosigkeit derb und sie antworten bescheiden, mit einer Verbeugung: ah, Ew. Gnaden überschreiten Ihr Recht."

Neues Gelächter.

„Nun, man kann sie so unschuldigerweise schreien lassen, wie Schulbuben, welche die Ruthe des Lehrers in-

commodirt,“ sagte der Cardinal lächelnd; „wir werden doch immer bei ihnen sein, zuerst weil uns ihr Seelenheil mehr als ihnen selbst am Herzen liegt, und dann, weil die Staatsgewalt uns immer braucht, um sie zu weihen . . das Volk zu zügeln. Uebrigens nähern sich einander die wahrhaft christlichen Seelen und verbünden sich gegen die Gottlosigkeit, während die Advocaten, die Deputirten und die Universitätsatheisten in ohnmächtigem Hasse schreien. Bei meiner Anwesenheit in Lyon wurde ich tief ergriffen, — es ist eine wahrhaft römische Stadt, — Brüderschaften, Büßende, Stiftungen aller Art — nichts fehlt, und das Beste von Allem, in einem einzigen Jahre 300,000 Thlr. Schenkungen an die Geistlichkeit. Ah, Lyon ist die würdige Hauptstadt des katholischen Frankreichs . . Dreimalhunderttausend Thaler . . Schenkungen . . Das muß die Gottlosen überraschen; dreimalhunderttausend Thaler! Was werden die Herren Philosophen darauf antworten?“

„Leider, Eminenz,“ entgegnete der Pater von Aigrigny, „gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon, ja ich muß sogar erwähnen, daß sich eine sehr wichtige Thatsache äußert . . Einige Mitglieder der niedern Geistlichkeit wollen gemeinschaftliche Sache mit dem Volke machen, dessen Armuth und Entbehrungen sie theilen, und sie schicken sich an, im Namen der evangelischen Gleichheit gegen die sogenannte despotische Aristokratie der Bischöfe zu reclamiren.“

„Wenn sie diese Kühnheit haben sollten,“ sprach der Cardinal, „so wäre keine Strafe für eine solche Auflehnung streng genug.“

„Sie wagen noch mehr, Eminenz; einige gedenken ein Schisma hervorzurufen und zu verlangen, daß die französische Kirche gänzlich von Rom getrennt werde, unter dem Vorgeben, der Ultramontanismus habe die ursprüngliche Reinheit der Lehren Christi verdreht und verdorben. Ein junger Priester, der anfangs Missionair, dann Pfarrer auf dem Lande war, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch seine Vorgesetzten nach Paris bescheiden ließ, hat sich zum Mittelpunkte einer Art Propaganda gemacht, mehrere benachbarte Geistliche um sich versammelt, ihnen zwar unbedingten Gehorsam gegen ihre Bischöfe anempfohlen, so lange in der bestehenden Hierarchie nichts geändert sei, sie aber aufgefordert, ihre Rechte als französische Bürger zu benutzen, um auf gesetzlichem Wege die sogenannte Befreiung der niedern Geistlichkeit zu erlangen. Wie er sagt, sind die Pfarrgeistlichen dem Belieben der Bischöfe hingegeben, die ihnen ohne Controle und ohne Appellation ihr Brod nähmen*).“

*) Ein eben so ehrenwerther als geehrter Geistlicher hat uns erzählt, daß ein junger Pfarrgeistlicher von seinem Bischofe ohne haltbare Gründe abgesetzt wurde und sich genöthiget sah, um nicht Hungers zu sterben, in Lille in einem Kaffeehause als Kellner aufzuwarten.

„Dieser junge Mann ist ja ein katholischer Luther!" rief der Bischof aus, der auf den Fußspitzen an das Buffet ging und sich ein Glas Madera einschenkte, in welches er langsam ein Stück Marzipan in der Form eines Krummstabes tauchte.

In Folge dieses Beispiels hielt es der Cardinal, um sich am Feuer des Kamins seine immer kalten Füße zu erwärmen, für geeignet, sich ein Glas alten Malaga reichen zu lassen, den er mit Kennermiene trank, worauf er fortfuhr:

„Der Abbé Gabriel spielt also den Reformator? Er muß ein ehrgeiziger Mann sein. Ist er gefährlich?"

„Seine Vorgesetzten haben ihn für einen solchen ausgegeben; man hat ihm befohlen, sich hierher zu begeben; er wird sogleich hier sein und ich werde Ew. Eminenz sagen, warum ich ihn beschieden habe. Vorher ist hier aber eine Note, die in einigen Zeilen die verderblichen Tendenzen des Abbé Gabriel auseinandersetzt. Man hat ihm die folgenden Fragen in Bezug auf mehrere seiner Handlungen vorgelegt, er antwortete darauf, und in Folge dieser Antworten haben ihn seine Obern zurückberufen."

Der Pater von Aigrigny nahm bei diesen Worten aus seinem Portefeuille ein Papier und las das Nachstehende:

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie einem Einwohner Ihrer Ge-

„meinde, der in der abscheulichsten Unbußfertigkeit gestor-
„ben ist, da er ein Selbstmörder war, die kirchlichen Pflich-
„ten erwiesen haben?"

Antwort des Abbé Gabriel:

„Ich habe ihm die letzten Pflichten erwiesen,
„weil er wegen seines verbrecherischen Endes die
„Gebete der Kirche mehr als ein Anderer bedurfte.
„Ich habe auch in der Nacht nach seinem Begräb-
„nisse die göttliche Barmherzigkeit angerufen."

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie heilige Gefäße von vergolde-
„tem Silber und verschiedene Schmucksachen zurückgewie-
„sen haben, die eines Ihrer Beichtkinder in frommem Eifer
„Ihrer Kirche schenken wollte?"

Antwort:

„Ich wies diese Gefäße von vergoldetem Sil-
„ber und diese Schmucksachen zurück, weil das
„Haus des Herrn immer einfach und schmucklos
„sein muß, damit es die Gläubigen fortwährend
„daran erinnere, daß der göttliche Erlöser in ei-
„nem Stalle geboren wurde . . Ich forderte die
„Person, welche meiner Kirche diese nutzlosen Ge-
„schenke machen wollte, auf, das Geld zu ver-
„ständigen Almosen zu verwenden, und gab ihr

„die Versicherung, daß dies dem Herrn angeneh=
„mer sein würde.“

„Das ist ein heftiger, bitterer Ausfall gegen den Schmuck der Tempel!“ sprach der Cardinal. „Der junge Priester ist sehr gefährlich .. Lesen Sie weiter, werther Pater.“

Und Se. Eminenz verschluckte im Unwillen mehrere Erdbeerbaisers hinter einander.

Aigrigny las weiter.

Frage:

„Ist es wahr, daß Sie einen Bewohner des Dorfes, „einen Schweizer von Geburt und Protestanten, in Ihre „Pfarrwohnung genommen und mehrere Tage gepflegt „haben? Ist es wahr, daß Sie nicht blos keinen Versuch „machten, ihn zu der katholisch=apostolisch=römischen Reli=„gion zu bekehren, sondern die Pflichtvergessenheit sogar „so weit trieben, daß Sie diesen Ketzer auf den geweiheten „Friedhof vor unserer heiligen Kirche begraben haben?“

„Einer meiner Brüder war obdachlos. Er „hatte rechtschaffen und fleißig gelebt. Als er „alt geworden, fehlten ihm die Kräfte zum Ar=„beiten, dann stellte sich Krankheit ein; fast ster=„bend wurde er aus seiner armseligen Wohnung „durch einen unbarmherzigen Mann verstoßen, „dem er ein Jahr Miethe schuldete; ich nahm den „Greis in mein Haus auf und tröstete seine letzten

„Tage. Der Arme hatte sein ganzes Leben hin=
„durch gelitten und gearbeitet, sprach aber selbst
„kurz vor seinem Tode kein bitteres Wort gegen
„das Schicksal; er empfahl seine Seele Gott und
„küßte fromm das Crucifix. Dann entwich seine
„unverdorbene reine Seele in den Schoos des
„Schöpfers. Ich drückte ihm voll Achtung die
„Augen zu, begrub ihn selbst, betete für ihn, und
„ob er gleich im protestantischen Glauben gestor=
„ben, hielt ich ihn doch für würdig, auf dem Fried=
„hofe beerdiget zu werden."

„Immer besser!" sagte der Cardinal; „das ist eine monströse Toleranz, ein entsetzlicher Angriff gegen jenen Grundsatz, der der ganze Katholicismus ist: außer der Kirche kein Heil."

„Alles dies ist um so wichtiger, Eminenz," sprach der Pater Aigrigny, „weil die Sanftmuth, die Liebe, die Hingebung des Abbé Gabriel nicht blos in seiner Gemeinde, sondern auch in den umliegenden Gemeinden einen wahren Enthusiasmus erregt haben. Die benachbarten Geistlichen sind von der allgemeinen Begeisterung ebenfalls ergriffen worden, und man muß gestehen, ohne seine Mäßigung wäre ein wahres Schisma bereits begonnen."

„Was hoffen Sie davon, daß Sie ihn vor uns stellen?" fragte der Prälat.

„Die Stellung des Abbé Gabriel ist eine sehr verwickelte; zuerst als Erbe der Familie Rennepont..“

„Hat er nicht seine Rechte abgetreten?“ fragte der Cardinal.

„Ja, und die Abtretung, die anfangs an Formfehlern litt, ist seitdem mit seiner Einwilligung vollkommen regelmäßig gemacht worden, da er geschworen hatte, was auch geschehen möge, seinen Antheil an diesem Vermögen vollständig an die Gesellschaft Jesu abzutreten. Der Pater Rodin glaubt, wenn Ew. Eminenz dem Abbé Gabriel eine hohe Stellung in Rom antrügen, man könnte ihn vielleicht aus Frankreich entfernen und ehrgeizige Gefühle in ihm wecken, die ohne Zweifel schlummern; denn Ew. Eminenz sagte mit Recht, jeder Reformator müsse ehrgeizig sein.“

„Ich billige diese Idee,“ sagte der Cardinal nach einigem Nachdenken; „bei seinem Verdienste, bei seinem Einflusse auf die Menschen kann der Abbé Gabriel sehr hoch steigen .. wenn er gelehrig ist; ist er es nicht, so dürfte es für das Wohl der Kirche besser sein, er ist in Rom als hier, denn in Rom haben wir, wie Sie wissen, werther Pater, Garantien, die Sie in Frankreich leider nicht haben*).“

---

*) Man weiß, daß in Rom noch diese Stunde die Inquisition und die Einsperrungen in pace bestehen.

Nach einer Pause sagte der Cardinal plötzlich zu dem Pater von Aigrigny:

„Da wir von dem Pater Rodin sprechen, so sagen Sie mir doch aufrichtig, was Sie von ihm halten.“

„Ew. Eminenz kennen seine Fähigkeiten, antwortete der Pater von Aigrigny verlegen und argwöhnisch; „unser hochwürdiger Pater General..“

„Hat ihm aufgetragen, Sie zu ersetzen,“ fiel der Cardinal ein; „ich weiß das; er sagte es mir in Rom; aber.. was halten Sie von dem Charakter Rodins? Kann man ihm unbedingt glauben?“

Er ist ein so verschlossener, scharfer, unzugänglicher Geist,“ sagte Aigrigny zögernd, „daß es schwer ist, ein sicheres Urtheil über ihn abzugeben.“

„Halten Sie ihn für ehrgeizig?“ fragte der Cardinal nach einer neuen Pause. „Halten Sie ihn nicht für fähig .. andere Pläne zu hegen, als die, welche zum größern Ruhme seiner Gesellschaft gereichen können? .. Ja .. ich habe Gründe, so zu sprechen,“ setzte der Prälat absichtlich hinzu.

„Aber,“ entgegnete der Pater von Aigrigny nicht ohne Mißtrauen, „was denken Ew. Eminenz selbst und nach den Berichten des Pater General?“

„Ich meine, wenn seine scheinbare Hingebung für seinen Orden irgend einen andern Gedanken verhüllte, so

müßte man denselben durchaus zu ergründen suchen; denn bei dem Einflusse, welchen er sich längst schon in Rom geschaffen hat und den ich entdeckt habe, könnte er einst zu bestimmter Zeit sehr gefährlich werden . .“

„Nun,“ fiel der Pater von Aigrigny in seiner Eifersucht gegen Rodin ein, „was dies betrifft, so bin ich allerdings der Meinung Ew. Eminenz; denn bisweilen bemerkte ich an ihm Blitze eben so erschrecklichen als tiefgehenden Ehrgeizes, und wenn ich Alles sagen soll, Ew. Eminenz . .“

Der Pater von Aigrigny konnte nicht weiter sprechen.

Madame Grivois machte, nachdem sie angeklopft hatte, die Thüre ein wenig auf und gab ihrer Gebieterin ein Zeichen.

Die Fürstin antwortete durch eine Bewegung des Kopfes.

Madame Grivois entfernte sich wieder.

Eine Minute darauf trat Rodin in den Saal.

Drittes Kapitel.

Die Bilanz.

Bei dem Anblicke Rodins erhoben sich die beiden Prälaten und Aigrigny unwillkührlich, so imponirte die wirkliche Geistesgröße dieses Mannes. Ihre Gesichter, in

denen sich eben noch Mißtrauen und Eifersucht ausgesprochen hatte, heiterten sich auf und schienen dem Herrn Rodin mit liebevoller Ergebenheit zuzulächeln. Die Fürstin ging ihm einige Schritte entgegen.

Rodin, der wie gewöhnlich schmuzig gekleidet war und auf dem weichen Teppiche die Spuren seiner plumpen Schuhe aufdrückte, stellte seinen Regenschirm in eine Ecke und trat an den Tisch, nicht mit seiner gewöhnlichen Demuth, sondern mit festem Tritt, sicherem Blicke und hochgehaltenem Kopfe. Er fühlte sich nicht blos unter den Seinigen, sondern hatte auch das Bewußtsein, daß er sie durch seinen Verstand beherrsche.

„Wir sprachen eben von Ihnen, mein werther Pater," sagte der Cardinal mit großer Freundlichkeit.

„Ach," entgegnete Rodin, indem er den Prälaten fest anblickte, „und was sprach man?"

„Nun," fiel der belgische Bischof ein, indem er mit dem Taschentuche über die Stirn fuhr, „alles Gute, was man von Ihnen sagen kann."

„Wollen Sie nicht etwas zulangen, werther Herr Pater?" sagte die Fürstin zu Rodin, indem sie auf das glänzende Büffet wieß.

„Ich danke, Frau Fürstin, ich habe diesen Morgen meinen Rettig schon gegessen."

„Mein Secretair, der Abbé Uralini, der diesen Mor-

gen Ihrem Mahle beiwohnte, hat mir allerdings Ihre Frugalität gerühmt," sagte der Prälat, „sie ist eines Einsiedlers würdig."

„Wollen wir nicht lieber von Geschäften sprechen?" fiel Rodin ein als ein Mann, der die Erörterung zu beherrschen und gebieten gewohnt ist.

„Wir werden Sie immer gern hören," entgegnete der Prälat, „Sie selbst haben diesen Tag bestimmt, um uns von der großen Rennepontschen Angelegenheit zu unterrichten, die so groß ist, daß sie einen Hauptgegenstand meiner Reise nach Frankreich ausmacht; denn wenn man die Interessen der ruhmreichen Gesellschaft Jesu unterstützt, der auch ich die Ehre habe anzugehören, unterstützt man die Interessen Roms, und ich habe dem hochwürdigen Pater General versprochen, mich ganz Ihnen zur Verfügung zu stellen."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was eben Se. Eminenz gesagt hat," setzte der Bischof hinzu. „Wir sind mit einander von Rom abgereiset und haben ganz gleiche Ansichten."

„Allerdings," sagte Rodin zu dem Cardinal, „können Ew. Eminenz unserer Sache dienen, im hohen Grade dienen. Ich werde Ihnen sogleich mittheilen, wie."

Dann wendete er sich an die Fürstin mit den Worten:

„Ich habe den Doctor Baleinier aufgefordert, hierher

zu kommen, da es gut sein wird, ihn von manchen Dingen zu unterrichten."

„Man wird ihn wie gewöhnlich eintreten lassen," antwortete die Fürstin.

Der Pater von Aigrigny hatte seit der Ankunft Rodins geschwiegen, er schien sich mit peinlichen Gedanken zu beschäftigen und einen heftigen Kampf in seinem Innern zu bestehen; endlich erhob er sich halb und sagte in bittersüßem Tone zu dem Prälaten:

„Ich habe Ew. Eminenz nicht gebeten, Richter zwischen dem Herrn Pater Rodin und mir zu sein; unser General hat gesprochen und ich gehorchte. Da aber Ew. Eminenz unsern Vorgesetzten bald wieder sehen werden, so wünsche ich, wenn Sie mir diese Gunst schenken wollen, daß Sie ihm getreulich die Antworten des Herrn Rodin auf einige meiner Fragen überbringen."

Der Prälat verbeugte sich.

Rodin sah den Pater von Aigrigny verwundert an und sagte trocken zu ihm:

„Die Sache ist abgemacht, warum noch fragen?"

„Nicht um mich zu entschuldigen," entgegnete Aigrigny, „sondern um Sr. Eminenz die Sachlage genau vorzulegen."

„So sprechen Sie, machen Sie aber keine unnützen Worte." Dann zog Rodin eine dicke silberne Uhr hervor,

sah nach derselben und setzte hinzu: „um zwei Uhr muß ich in St. Sulpice sein.“

„Ich werde so kurz als möglich sein,“ sprach der Pater von Aigrigny mit verhaltenem Groll, worauf er gegen Rodin fortfuhr: „Als Sie an meine Stelle treten zu müssen glaubten und die Art, wie ich die mir anvertrauten Interessen geleitet hatte, tadelten, sehr streng tadelten, waren jene Interessen, ich gestehe es aufrichtig, gefährdet …“

„Gefährdet?“ wiederholte Rodin ironisch, „sagen Sie … verloren, da Sie mir befohlen hatten, nach Rom zu schreiben, man müsse jede Hoffnung aufgeben.“

„Es ist das die Wahrheit,“ sagte der Pater von Aigrigny.

„Ich unternahm es also, einen von den besten Aerzten aufgegebenen Kranken wieder ins Leben zu rufen … fahren Sie fort.“

Er steckte seine beiden Hände in die Taschen seiner Beinkleider und sah dem Pater Aigrigny gerade ins Gesicht.

„Sie haben mich hart getadelt,“ fuhr Aigrigny fort, „nicht, daß ich durch alle möglichen Mittel in Besitz der unserer Gesellschaft entzogenen Güter zu kommen suchte …“

„Alle Ihre Casuisten berechtigen Sie mit Recht dazu,“ sagte der Cardinal, „der Wortlaut ist klar und deutlich; Sie haben vollkommen das Recht, per fas aut nefas ein hinterlistiger Weise entzogenes Gut wieder zu erlangen.

„Auch," fuhr der Pater von Aigrigny fort, „tadelte mich Herr Rodin nur wegen der militairischen Rohheit meiner Mittel und wegen ihrer Gewaltsamkeit, die, wie er sagte, in gefährlichem Zwiespalte mit der Sitte der Zeit stehe. Es mag sein; aber erstlich konnte ich gesetzlich vor Gericht nicht verfolgt werden, und dann rechtfertigte ohne einen unerhörten, unerwarteten Umstand der Erfolg den Weg, den ich eingeschlagen hatte, so unpassend er auch ... nun war. Darf ich Sie fragen, was .."

„Was ich mehr gethan habe als Sie?" unterbrach Rodin nach seiner Weise den Pater von Aigrigny, „was ich besser gemacht habe als Sie? Wie ich die Rennepontsche Sache gefördert, seit ich die aufgegebene überkommen habe? Das wollen Sie wissen?"

„Allerdings," antwortete der Pater von Aigrigny trocken.

„Nun, ich gestehe," sagte Rodin in höhnischem Tone, „so viel Hartes, Aufsehenerregendes, Gewaltiges Sie gethan, so viel Kleines, Kindisches, Verborgenes habe ich gethan ... Mein Gott, ja, Sie können sich nicht denken, welches alberne Gewerbe ich seit sechs Wochen treibe, während ich mich für einen Mann mit großen Plänen auszugeben wagte."

„Ich würde mir nie erlaubt haben, einen solchen Vorwurf an Sie zu richten, ... so verdient er auch zu sein

scheint,“ antwortete der Pater von Aigrigny mit bitterm Lächeln.

„Einen Vorwurf?“ wiederholte Rodin achselzuckend, „einen Vorwurf? Wissen Sie, was ich vor sechs Wochen über Sie schrieb? da ist es: „Der Pater Aigrigny hat vortreffliche Eigenschaften, er wird mir sehr nützlich sein (und morgen schon werde ich Sie verwenden, sagte Rodin in Parenthese), aber ich setzte auch hinzu: „er ist aber nicht groß genug, um sich bei Gelegenheit klein machen zu können.“ Verstehen Sie?“

„Nicht recht,“ sagte der Pater von Aigrigny erröthend.

„Um so schlimmer für Sie,“ entgegnete Rodin, „dies beweist, daß ich Recht hatte. Ich habe, da ich es Ihnen denn sagen muß, so viel Geist gehabt, um sechs Wochen lang das albernste Gewerbe von der Welt treiben zu können. So wie Sie mich da stehen sehen, habe ich mit einer Grisette geplaudert, — mit einem jungen überspannten Mädchen von Fortschritt, Humanität, Freiheit und Emancipation der Frauen, — mit einem alten schwachköpfigen Soldaten von dem großen Napoleon, von dem bonapartischen Fetischismus gesprochen, und vom kaiserlichen Ruhme, von der Erniedrigung Frankreichs, von der Hoffnung auf den König von Rom mit einem braven Manne von Marschall von Frankreich, der das Herz voll Verehrung für jenen Thronräuber und einen hohlen Kopf hat, der schallt wie

eine Kriegstrompete, so daß, wenn man einige kriegerische oder patriotische Töne in diesen Kasten ohne Gehirn bläßt, derselbe sogleich von lauten Fanfaren erklingt, ohne zu wissen für wen, warum und wie. Ich habe noch mehr gethan, wahrhaftig, — ich habe mit einem wilden Tiger von Liebe gesprochen. Sagte ich Ihnen nicht, daß es kläglich sei für einen Mann von einigem Verstande, sich so klein zu machen, wie ich es gethan habe, sich durch alle diese kleinen Mittel so zu erniedrigen, um mühsam die tausend Fäden dieses Gewebes anzuknüpfen? Ein schönes Schauspiel, nicht wahr? — Die Spinne geduldig ihr Netz weben zu sehen — wie interessant ist das! — ein häßliches, kleines, schwarzes Thier, das Faden auf Faden ausspinnt, hier einige wieder anknüpft, dort andere stärker, andere länger macht. Sie zucken die Achseln? Meinetwegen; aber kommen Sie zwei Stunden später wieder; was finden Sie? das kleine schwarze Thier voll gesättiget und in seinem Netz ein Dutzend dummer Fliegen so verstrickt, so gefesselt, daß das kleine schwarze Thier ganz nach Belieben nur die Zeit seiner Nahrung zu wählen braucht . . .“

Während Rodin so sprach, lächelte er seltsam; seine gewöhnlich durch die schlaffen Lider halb verdeckten Augen öffneten sich groß und weit, und schienen mehr als gewöhnlich zu glänzen. Der Jesuit fühlte seit einigen Augenblicken eine fieberhafte Aufregung in sich, und er schrieb sie

dem Kampf zu, den er vor diesen hochgestellten Personen bestand, welche schon den Einfluß seiner originellen und einschneidenden Worte fühlten.

Der Pater von Aigrigny fing an zu bedauern, den Kampf begonnen zu haben, doch fuhr er mit kaum verhaltener Ironie fort:

„Ich bestreite die Geringfügigkeit Ihrer Mittel nicht. Ich stimme mit Ihnen überein; sie sind sehr kindisch, . . . sehr gemein, aber dies reicht nicht hin, eine hohe Meinung von Ihrem Verdienst zu geben. Ich erlaube mir also zu fragen . . .“

„Was diese Mittel bewirkt haben?“ fiel Rodin mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen Aufregung ein. „Sehen Sie in mein Spinnengewebe und Sie werden darin finden, daß das schöne Mädchen, die vor sechs Wochen auf ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Kühnheit so stolz war, jetzt blaß, muthlos, tödtlich im Herzen verwundet ist.“

„Fräulein von Cardoville mußte von der ritterlichen Unerschrockenheit des indischen Fürsten ergriffen werden, die auf ganz Paris so großen Eindruck gemacht hat,“ sagte die Fürstin.

„Ja, aber ich habe die Wirkung dieser thörichten Aufopferung geschwächt, indem ich der jungen Dame bewies, daß die Ermordung schwarzer Panther kein hinreichender

Beweis dafür sei, daß man auch ein zartfühlender und treuer Liebhaber sei."

„Es mag sein," sagte der Pater von Aigrigny. „Es ist eine Thatsache, daß Fräulein von Cardoville die Wunde im Herzen trägt."

„Aber was folgt daraus für das Interesse der Rennepontschen Angelegenheit?" fragte der Cardinal neugierig, indem er sich auf den Tisch stützte.

„Es folgt daraus, erstens," sagte Rodin, „daß der gefährlichste Feind, den man hat, wenn er verwundet ist, das Schlachtfeld verläßt. Ist das nicht schon etwas?"

„Allerdings," fiel die Fürstin ein, „der Geist und die Kühnheit des Fräulein von Cardoville konnte sie zu der Seele der gegen uns gerichteten Coalition machen."

„Auch dies mag sein," fuhr der Pater von Aigrigny hartnäckig fort; „in dieser Hinsicht ist sie nicht zu fürchten, und das ist ein Vortheil. Aber diese Herzenswunde wird sie nicht hindern zu erben."

„Wer sagt Ihnen das?" fragte Rodin kalt und fest. „Wissen Sie warum ich so viel gethan habe, um sie, zuerst gegen ihren Willen, Dschalma nahe zu bringen und sie dann, ebenfalls gegen ihren Willen, von ihm zu entfernen?"

„Ich frage Sie," sagte der Pater von Aigrigny, „in welcher Weise dieser Sturm von Leidenschaften Fräulein von Cardoville und den Prinzen hindern wird zu erben?"

„Fällt der Blitz, der kracht und einschlägt, aus einem heitern oder einem bewölkten Himmel?" fragte Rodin in verächtlichem Tone. „Verlassen Sie sich darauf, ich weiß, wo ich den Blitzableiter anzubringen habe. Herr Hardy lebte für drei Dinge, für seine Arbeiter, für einen Freund und für eine Geliebte, — er hat drei Pfeile gerade ins Herz erhalten... Ich ziele immer nach dem Herzen; das ist legal und sicher."

„Es ist legal, es ist sicher, es ist lobenswürdig," sagte der Bischof, „denn wenn ich recht gehört habe, hatte dieser Fabrikant eine Concubine, und es ist ganz recht, eine schlechte Leidenschaft zur Bestrafung des Bösen zu benutzen."

„Das ist klar," setzte der Cardinal hinzu, . . . „sie haben schlechte Leidenschaften, man bedient sich derselben... es ist ihre Schuld."

„Unsere fromme Mutter Perpetua," sagte die Fürstin, „hat mit allen ihren Mitteln zur Entdeckung dieses abscheulichen Ehebruchs mitgewirkt."

„Ich gebe zu, daß Herr Hardy in seinen liebsten Neigungen verwundet ist," sagte der Pater von Aigrigny, der jeden Fuß breit Boden vertheidigte; „er ist in seinem Vermögen verletzt und wird darum nur um so eifriger nach der unermeßlichen Erbschaft streben."

Dieser Einwurf kam den beiden Prälaten und der Fürstin schlagend vor; Alle sahen Rodin mit gespannter Neu=

gier an. Statt aber zu antworten, ging dieser, gegen seine Gewohnheit, und trotz seiner Abneigung gegen den Wein, an das Büffet, besah die Flaschen und fragte:

„Was ist darin?"

„Bordeaux-Wein und Xeres," antwortete die Fürstin von Saint-Dizier, sehr verwundert über diese plötzliche Geschmacksveränderung Rodins.

Dieser nahm die erste beste Flasche, goß sich ein Glas Madera ein und trank es in einem Zuge aus. Er hatte sich seit einigen Augenblicken mehrmals seltsam von Frost geschüttelt gefühlt. Diesem Frostschauer war eine Art Schwäche gefolgt und er hoffte, daß der Wein ihn stärken werde.

Nachdem er sich die Lippen mit dem Rücken seiner schmuzigen Hand abgewischt hatte, trat er wieder an den Tisch und fragte Herrn von Aigrigny:

„Was sagten Sie über Herrn Hardy?"

„Da er in seinem Vermögen verletzt, würde er um so eifriger nach der unermeßlichen Erbschaft streben," wiederholte der Pater von Aigrigny, innerlich über den gebieterischen Ton seines Vorgesetzten empört.

„Hardy und an Geld denken?" entgegnete Rodin achselzuckend; „denkt er überhaupt? Alles ist zertrümmert in ihm. Er ist gleichgiltig gegen alles im Leben und in eine Art Starrheit versunken, aus der er nur erwacht, um Thrä-

nen zu vergießen. Dann spricht er mit mechanischer Herzlichkeit mit denen, die ihn sorgsam pflegen. (Ich habe ihn in gute Hände gebracht). Er fängt an empfänglich für das innige Mitleiden zu werden, das man ihm ohne Unterlaß bezeugt, — denn er ist gut, vortrefflich, so vortrefflich als schwach, und an diese Vortrefflichkeit . . . sende ich Sie, Pater von Aigrigny, damit Sie vollenden, was noch zu thun ist.''

,,Mich?'' fragte der Pater von Aigrigny erstaunt.

,,Ja . . . und Sie werden dann erkennen, ob das Resultat, das ich erlangt habe . . . bedeutend ist.''

Dann unterbrach sich Rodin, fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte bei sich:

,,Es ist sonderbar.''

,,Was ist Ihnen?'' fragte die Fürstin theilnehmend.

,,Nichts, Frau Fürstin,'' antwortete Rodin zitternd; ,,ohne Zweifel ist es der Wein . . . den ich getrunken habe; . . . ich bin nicht daran gewöhnt . . . Ich habe Kopfschmerzen, . . . aber es wird vorübergehen.''

,,Ihre Augen sind wirklich sehr roth, werther Herr Pater,'' sagte die Fürstin.

,,Weil ich zu genau auf mein Netz gesehen habe,'' entgegnete der Jesuit mit grauenhaftem Lächeln, ,,und ich muß noch einmal darauf sehen, um Herrn von Aigrigny darauf aufmersam zu machen, der kurzsichtig ist . . . Meine

andern Fliegen, die Töchter des Marschalls Simon z. B. werden von Tage zu Tage trauriger und niedergeschlagener und fühlen eine eiskalte Scheidewand zwischen sich und dem Marschall. Und diesen ... muß man sehen seit dem Tode seines Vaters, er wird jetzt von zwei entgegengesetzten Gedanken herüber und hinüber gezogen, hält sich heute für entehrt, wenn er es thut, und morgen für entehrt, wenn er es nicht thut. Dieser Soldat, dieser Held des Kaiserthums, ist jetzt schwächer und unentschlossener als ein Kind ... Was bleibt noch von der gottlosen Familie übrig? Jacob Rennepont? Fragen Sie Morok, in welchen Zustand der Verdummung ihn die Orgien versetzt haben und auf welchen Abgrund er zuschreitet. Das ist meine Bilanz; in diesem Zustande der Absonderung und der Vernichtung befinden sich jetzt alle Glieder dieser Familie, welche vor sechs Wochen so viel starke, gefährliche Elemente vereinigten, wenn sie zusammen gekommen wären; — das sind jene Rennepont, die nach dem Rathe ihres ketzerischen Ahnherrn ihre Kräfte vereinigen sollen, um uns zu bekämpfen und zu zermalmen ... und sie waren sehr zu fürchten. Was hatte ich gesagt? Ich würde auf ihre Leidenschaften wirken. Was habe ich gethan? Ich habe auf ihre Leidenschaften gewirkt und deshalb sträuben sie sich jetzt auch vergebens in meinem Netze, das sie von allen Seiten umschließt ... Sie sind mein, sage ich Ihnen. Sie sind mein ...“

Seit einigen Augenblicken und in dem Maße wie er sprach, erlitten das Gesicht und die Stimme Rodins eine merkwürdige Veränderung; seine immer leichenhafte Farbe war etwas lebhafter geworden, aber ungleich und fleckenweise. Seine Augen wurden glänzender, schienen aber seltsamer Weise immer tiefer einzusinken. Seine Stimme hatte einen kreischenden Ton.

Die Veränderung in den Zügen Rodins, die er nicht zu ahnen schien, war so auffallend, daß die andern Anwesenden ihn mit Schrecken ansahen...

Rodin täuschte sich über die Ursache dieses Eindrucks und rief unwillig mit einer Stimme aus, die hier und da durch tiefes gepreßtes Aufathmen unterbrochen wurde:

„Lese ich Mitleiden mit dieser gottlosen Familie in Ihren Mienen? Mitleiden — für jene junge Dame, die nie eine Kirche betritt und in ihrem Hause heidnische Altäre erbaut? — Mitleiden für jenen Hardy, jenen sentimentalen Gotteslästerer, jenen philantropischen Atheisten, der keine Kapelle in seiner Fabrik hatte und der die Namen Sokrates, Marc Aurel und Plato mit dem unseres Herrn zu verbinden wagte, den er den göttlichen Philosophen nannte? — Mitleiden für jenen Hindu, den Anbeter Brahmas? — Mitleiden mit jenen Schwestern, welche die Taufe nicht empfangen haben? — Mitleiden für jenes Vieh von Jacob Rennepont? — Mitleiden für jenen dummen kaiser-

lichen Soldaten, dessen Gott Napoleon und dessen Evangelium die Bulletins der großen Armee sind? — Mitleiden für jene Familie von Abtrünnigen, deren Ahnherr, selbst ein Abtrünniger, nicht zufrieden, nur unser Vermögen bestohlen zu haben, noch aus dem Grabe heraus nach anderthalbem Jahrhunderte sein verfluchtes Geschlecht aufreizt, das Haupt gegen uns zu erheben? Wie, wir sollten, uns vor diesen Schlangen zu wehren, nicht das Recht haben, sie in dem Gifte, das sie bereiten, zu zertreten? Ich, ich sage Ihnen, man leistet Gott einen Dienst, man giebt ein heilsames Beispiel, wenn man diese Familie vor Aller Augen gerade durch ihre Leidenschaften dem Schmerze, der Verzweiflung, dem Tode preis giebt.''

Rodin sah, während er so sprach, entsetzlich aus; das Feuer seiner Augen wurde noch glühender; seine Lippen waren trocken und dürr; auf seinen Schläfen stand kalter Schweiß und man sah, wie die Adern daran stark klopften; eiskalte Schauer liefen wiederum durch seinen ganzen Körper. Da er dieses Unwohlsein der Anstrengung zuschrieb, weil er einen Theil der Nacht hindurch geschrieben hatte, und einer neuen Anwandlung von Schwäche zuvorkommen wollte, trat er wieder an das Büffet, schenkte sich noch ein Glas ein, das er mit einem Zuge leerte und kehrte zurück, als eben der Cardinal sagte:

,,Wenn das Verfahren, das Sie gegen diese Familie

befolgt haben, gerechtfertigt zu werden brauchte, mein sehr werther Pater, so haben sie es siegreich durch ihre letzten Worte gethan .. Sie sind, ich wiederhole es, nicht blos nach Ihren Casuisten in vollem Rechte, es liegt darin auch nichts Verwerfliches nach den menschlichen Gesetzen . . . Was die göttlichen Gesetze betrifft, so wird man dem Herrn wohlgefällig, wenn man den Gottlosen durch die Waffen, die er gegen sich selbst zuckte, bekämpft und niederwirft."

Der Pater von Aigrigny, der gleich den Andern durch die diabolische Sicherheit Rodins überwunden war und unwillkührlich zur Bewunderung gezwungen wurde, sagte:

„Ich gestehe, ich zweifelte mit Unrecht an Ihrem Geiste. Der Anschein der Mittel, die Sie anwendeten, täuschte mich, ich betrachtete sie nur einzeln, und konnte sonach ihr furchtbares Ganze und die Resultate nicht beurtheilen, die sie wirklich gegeben haben. Jetzt sehe ich, daß der Erfolg nicht mehr zweifelhaft ist."

„Das ist eine Uebertreibung," fiel Rodin in fieberhafter Ungeduld ein; „diese Leidenschaften sind jetzt in Wallung, aber der Augenblick ist kritisch; wie der Alchymist über seinen Schmelztiegel gebückt, in dem eine Mischung kocht, die ihm Schätze oder den Tod geben kann, vermag ich jetzt allein. . ."

Er vollendete nicht und fuhr mit einem erstickten Schmerzensschrei mit beiden Händen nach der Stirne.

„Was ist Ihnen?" fragte der Pater von Aigrigny... „Sie sind seit einigen Augenblicken fürchterlich blaß geworden."

„Ich weiß nicht, was es ist," sagte Rodin mit bewegter Stimme; „mein Kopfschmerz nimmt zu, eine Art Schwindel betäubt mich einen Augenblick."

„Setzen Sie sich," sagte die Fürstin theilnehmend.

„Genießen Sie etwas," setzte der Bischof hinzu.

„Es wird vorübergehen," sprach Rodin, indem er sich zusammenraffte; „ich bin nicht weichlich, Gott sei Dank.. Ich habe diese Nacht wenig geschlafen; es ist die Ermattung .. weiter nichts. Ich sagte also, ich allein könnte jetzt diese Sache leiten, .. nicht sie durchführen; ich muß mich zurückziehen, immer aber im Verborgenen wachen, von wo aus ich alle Fäden in der Hand halte .. die ich allein wirken lassen kann," setzte Rodin mit gepreßter Stimme hinzu.

„Mein werther Pater," sagte der Cardinal besorgt, „ich versichere, daß Sie sehr unwohl sind .. Ihr Gesicht wird leichenblaß."

„Es ist möglich," antwortete Rodin muthig, „aber ich beuge mich vor so wenig nicht .. Wenden wir uns wieder zu unsern Geschäften .. Jetzt ist die Zeit gekommen, Pater von Aigrigny, in welcher Ihre Eigenschaften, und Sie besitzen vortreffliche, was ich nie geleugnet habe, mir

sehr nützlich werden können .. Sie besitzen eine gewisse Verführungskunst, eine verlockende Beredtsamkeit; Sie müssen ..''

Rodin unterbrach sich nochmals. Der kalte Schweiß rann von seiner Stirn, die Füße wollten ihn nicht mehr tragen und er sagte trotz seiner ausdauernden Energie:

,,Ich gestehe, .. ich fühle mich nicht wohl und gleichwohl befand ich mich diesen Morgen so wohl als je .. Ich zittere unwillkührlich; mich schüttelt der Frost.''

,,Kommen Sie an das Feuer; es ist ein plötzliches Unwohlsein,'' sagte der Bischof, indem er ihm mit heldenmüthiger Aufopferung den Arm bot; ,,es wird weiter keine Folgen haben.''

,,Wenn Sie etwas Warmes tränken, eine Tasse Thee,'' sagte die Fürstin. ,,Herr Baleinier muß zum Glück auch bald kommen und wird uns .. über dies Uebelbefinden beruhigen.''

,,Wirklich, es ist unerklärlich,'' sagte der Prälat.

Bei diesen Worten des Cardinals wendete Rodin, der sich mit Mühe dem Feuer genähert hatte, die Augen auf den Prälaten und sah ihn stier und seltsam eine Secunde lang an; dann sprach er in seiner unbeugsamen Energie trotz der Veränderung in seinen Zügen, die sichtbar immer verstörter wurden, mit gebrochener Stimme, die er fest zu machen suchte:

„Dieses Feuer hat mich wieder erwärmt; es ist nichts; ich habe keine Zeit, mich zu hätscheln .. Wie ungelegen! In dem Augenblicke krank zu werden, wo die Rennepont'sche Sache .. nur durch mich gelingen kann .. Wir wollen also wieder von unsern Geschäften sprechen .. Ich sagte Ihnen, Pater von Aigrigny, Sie könnten mir sehr nützlich werden, und Sie auch, Frau Fürstin, denn Sie haben sich dieser Sache angenommen, als wäre sie die Ihrige und ..“

Rodin unterbrach sich nochmals.

Diesmal stieß er einen gellenden Schrei aus, sank auf einen Stuhl, der neben ihm stand, warf sich krampfhaft zuckend zurück, drückte beide Hände auf die Brust und rief aus:

„O, der Schmerz!“

Dann folgte, entsetzlich! auf die Veränderung der Züge Rodins eine fast gedankenschnelle leichenhafte Verstörung. Seine schon tiefliegenden Augen rötheten sich stark und schienen noch mehr in die Tiefe ihrer Höhlen zu sinken, deren so vergrößerter Schatten gleichsam zwei schwarze Gruben bildete, aus denen zwei Feueraugen wie Sterne blitzten; absetzendes Zucken und Ziehen spannte auf den Knochenvorsprüngen des Gesichtes die schlaffe, feuchte, kalte Haut an, die sich grünlich färbte; über die Lippen, die der heftige Schmerz verzerrte, drang ein keuchender Athem, und dieser

Athem wurde von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen:

„O, der Schmerz! Ich brenne!“

„Dann zerkratzte Rodin wüthend mit den Nägeln seine nackte Brust, denn er hatte die Knöpfe seiner Weste aufgesprengt und sein schmuziges Hemd halb zerrissen, als wenn der Druck dieser Kleidungsstücke die Schmerzen steigerte, unter denen er sich wand.

Der Bischof, der Cardinal und der Pater von Aigrigny traten zu Rodin und stellten sich um ihn her, um ihn zu zu halten. Er wurde von schrecklichen Zuckungen geschüttelt; plötzlich aber raffte er seine Kräfte zusammen, stellte sich gerade und steif wie eine Leiche hin und erfaßte, während seine wenigen grauen Haare um sein grünliches Gesicht hingen, während er seine rothen, flammenden Augen auf den Cardinal richtete, der sich in diesem Augenblicke zu ihm neigte, den Prälaten mit seinen beiden Händen krampfhaft und rief in schrecklichem Tone, mit gleichsam gewürgter Stimme:

„Cardinal Malipieri . . Diese Krankheit kommt zu plötzlich . . Man traut mir in Rom nicht . . Sie sind aus dem Geschlecht der Borgia und Ihr Secretair war diesen Morgen bei mir . .“

„Was wagt der Unglückliche zu sagen?“ entgegnete der Prälat so erstaunt als empört über diese Beschuldigung,

und er suchte sich von dem Jesuiten frei zu machen, dessen Hände ihn wie mit eisernen Klammern festhielten.

„Man hat mich vergiftet,“ murmelte Rodin.

Und er brach zusammen und sank in die Arme des Paters von Aigrigny.

Trotz seinem Entsetzen hatte der Cardinal Zeit, leise zu diesem zu sagen:

„Er glaubt, man wolle ihn vergiften . . Hat er also etwas so Gefährliches vor?“

Die Thüre des Zimmers öffnete sich; der Doctor Baleinier erschien.

„Ach, Doctor,“ rief ihm die Fürstin bleich und erschrocken entgegen, „der Pater Rodin ist plötzlich von schrecklichen Krämpfen befallen worden. Kommen Sie.“

„Krämpfe? Das ist nichts; beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte der Doctor, indem er seinen Hut hinlegte und schnell zu der Gruppe um den Sterbenden trat.

„Da ist der Doctor,“ sagte die Fürstin.

Alle traten bei Seite bis auf den Pater von Aigrigny, der Rodin auf dem Stuhle hielt.

„Himmel, welches Symptom!“ rief der Doctor Baleinier aus, indem er in Entsetzen das Gesicht Rodins betrachtete, das sich aus dem Grünen nun bläulich färbte.

„Was ist es?“ fragten alle Anwesenden einstimmig.

„Was ist es?“ wiederholte der Doctor, indem er zu-

rücktrat, als habe er auf eine Schlange getreten. — „Die Cholera ist es und sie steckt an.

Bei diesen entsetzlichen Worten ließ Aigrigny Rodin los, der auf den Teppich fiel.

„Er ist verloren!“ fuhr der Doctor fort; „doch eile ich, um das Nöthige zu holen zu einem letzten Versuche.“

Und er schritt schnell nach der Thüre zu.

Die Fürstin von St. Dizier, der Pater Aigrigny, der Bischof und der Cardinal eilten dem Doctor nach und Alle drangen an die Thüre, die Niemand, so groß war ihre Angst, aufzumachen vermochte.

Sie wurde indeß geöffnet . . von außen und Gabriel erschien, Gabriel, das Musterbild des wahren Priesters, des evangelischen Priesters, den man nie genug achten und bewundern kann.

Sein Engelsgesicht von so milder Heiterkeit gewährte einen seltsamen Abstand von allen den durch den Schreck verzerrten Gesichtern.

Der junge Priester wäre von den Fliehenden beinahe umgerannt worden, die sich durch den gefundenen Ausgang drängten und ausriefen:

„Treten Sie nicht ein, . . . er stirbt an der Cholera . . . Retten Sie sich!“

Bei diesen Worten stieß Gabriel den Bischof, welcher der Letzte war, wieder von der Thüre zurück und trat schnell

zu Rodin, während der Prälat durch die freigewordene Thüre entwich.

Rodin lag auf dem Teppich und krümmte sich, von schrecklichen Zuckungen geschüttelt, in unerträglichem Schmerze .. Der starke Fall hatte wahrscheinlich seine Lebensgeister nochmals geweckt, denn er murmelte mit Grabesstimme:

„Sie lassen mich .. da sterben .. wie einen Hund .. O .. die Feigen! Zu Hilfe! .. Niemand ..“

Und der Sterbende, der durch eine krampfhafte Bewegung auf den Rücken geworfen wurde und sein Gesicht, in dem sich höllische Verzweifluung malte, nach der Decke wendete, wiederholte:

„Niemand .. Niemand ..“

Da begegneten seine flammenden wilden Augen den großen blauen Augen des blonden Engelsgesichtes Gabriels, der neben ihm niedergekniet war und mit seiner sanften Stimme sprach:

„Ich bin da, Herr Pater; .. ich will Ihnen beistehen, wenn es möglich ist, .. für Sie beten, wenn der Herr Sie zu sich ruft.“

„Gabriel!“ murmelte Rodin mit fast erloschener Stimme, .. Verzeihung .. für das Böse .. das ich .. Ihnen gethan habe .. Erbarmen! .. Verlassen Sie mich nicht ..“

Weiter konnte Rodin nichts sagen; er hatte sich aufge-

setzt, stieß einen lauten Schrei aus und sank bewegungslos um.

— — — — — — — — — — —

An demselben Tage las man in den Abendjournalen:

„Die Cholera ist in Paris. Der erste Fall kam „heute halb vier Uhr in der Babylon-Straße in „dem Palaste St. Dizier vor.“

Ende des achtzehnten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 18

Leipzig 1845

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1484(17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091179-6